Siegfried Kadner



Deutsche Väterkunde

Einkehr in die Vorzeit

Ferdinand Hirt in Breslau

Siegfried Kadner

Deutsche Väterkunde



Grabfund/Weimar/Merowingerzeit

Siegfried Kadner

Deutsche Väterkunde

Einkehr in die Vorzeit



Ferdinand Hirt in Breslau
Königsplatz 1
1934

Mit 173 Abbildungen

Made in Germany

Umschlagzeichnung von Georg Baus in Leipzig
Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto) in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Die Revolution, die sich vor unseren Augen vollzieht, und zu deren Trägern und Zeugen wir deutschen Menschen werden, kündigt sich von Tag zu Tag mehr nicht als ein entscheidender Parteiwechsel in unserem Vaterlande an, sondern als die Einleitung zu einer neuen Epoche der abendländischen Geschichte. Revolution bedeutet Umwälzung, Umdrehung. Maßstäbe und Werte, die bisher Geltung hatten, versinken vor unseren Augen, neue Leitbegriffe steigen empor, zum Teil solche, die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden verschüttet und verschollen waren. Zwar bleiben die stofflichen Zeugen unserer Kultur, die Städte und Straßen, die Bahnen und Fabriken, die Museen und Schulen erhalten. Maschinen und Verkehrsmittel verrichten ihre Dienste nach wie vor, aber sie tun es in einem anderen Sinne, in einem Sinn, der sie zu den seelenlosen Dienern des beseelten Menschen macht und nicht mehr zu den selbstherrlichen Verkündern des „Fortschrittes". Wenn unter Fortschritt die Steigerung der Glücksmöglichkeiten für die gesamte Menschheit zu verstehen ist, so gibt es keinen Fortschritt, zum mindesten wird er bisher nicht durch die Förderung der technischen Einrichtungen gewährleistet. Zwar fliegt der Zeppelin in wenigen Tagen um die Erde, die Schnelligkeit unserer Automobile und Ölmotorschiffe steigert sich von Tag zu Tag, Untergrundbahnen rollen unter dem Asphalt der Städte dahin, aber im Schoß der Völker geht es der Mehrzahl der Menschen deshalb nicht besser. Das Tempo des Lebens hat sich gesteigert, aber sein seelischer Inhalt hat sich verflüchtigt, und zwar in einem Maße, daß wir heute fragend und sehnsüchtig in die Vorzeit unseres eigenen Volkes zurückschauen, da wir angesichts der Arbeitslosigkeit, der Blut- und Rassenverderbnis unserer Zeit an dem Evangelium, das Heil könne nur durch den Zuwachs und die Förderung stofflicher Einrichtungen kommen, mit Recht irre werden. Der großstädtische Mensch, durchaus vom heimischen Mutterboden geschieden, in den engen

Straßenschächten vom freien Sonnenlicht und den freien Luftströmen getrennt, hat die enge Fühlung mit der Natur verloren und somit im Grunde den Sinn seines Lebens. Damit wurden ihm auch die Zusammenhänge verdunkelt, die ihn in einem ununterbrochenen Blutstrom mit seinen Vorfahren und, über Kinder und Kindeskinder hinaus, mit den Nachkommen verbinden. Der großstädtische Alltagsmensch der Gegenwart ist daran gewöhnt, den Blick nur um sich schweifen zu lassen, Dinge, Menschen und Verhältnisse zu beachten, die in der Gegenwart neben ihm vorhanden sind, er ist Gegenwarts- und Augenblicksmensch. Das Auge in die zeitliche und räumliche Höhe über ihm, in die Tiefe unter ihm zu versenken, hat er verlernt. Zu dieser Fähigkeit der vertikalen Blickeinstellung neben der horizontalen wird ihn aber das anbrechende Zeitalter erziehen.

Zwar ist bereits die Geistesbildung des vergangenen Jahrhunderts auf geschichtlicher Grundlage errichtet. Aber diese Bildung ging von der zum Teil bewußt, zum Teil unbewußt verbreiteten Fehlmeinung aus, alle höhere Gesittung komme vom Orient, dem Quellgebiet menschlicher Kultur, und habe uns auf dem Umwege über das antike Griechenland und Rom erreicht. Die Sumerer, Babylonier und Assyrer, die ersten urkundlich bezeugten Städte- und Staatengründer, wurden uns neben den Ägyptern als die geistigen Paten auch der abendländischen Kunst und Wissenschaft vorgestellt. Von ihnen sei die Antike unterrichtet worden, die ihrerseits wieder zum Lehrmeister der abendländischen Kultur sich erhoben habe. Da überdies Judentum und Christentum, sowie der Islam vorderasiatischen Ursprungs sind, konnte gerade dadurch der Eindruck verstärkt werden, daß alle wichtigen Willens- und Gedankenströme, vom Südosten ausgehend, nach und nach auch unsere Lebensräume erreicht hätten, eine Vorstellung, die sich in dem Schlagwort zusammenfassen ließ: Ex oriente lux, d. h. das Licht kommt aus dem Osten. Heute hingegen sind wir überzeugt und zu dem Nachweis befähigt, daß jede widerstandsfähige höhere Gesittung aus den Kräften des naturgegebenen Lebensraumes, des Bodens und aus denen der vererbten Blutbahnen hervorgehen muß, selbst wenn noch so

viele geistige und technische Güter aus fremden Zonen den Weg zu uns gefunden haben.

Ein weiterer grundsätzlicher Irrtum, von der stofflich marxistischen Weltanschauung besonders gefördert und getragen, bestand darin, anzunehmen, die Menschen seien an sich und ursprünglich gleich, ein Lehrsatz, der seit der französischen Revolution zugleich als Forderung hingestellt wurde: égalité, fraternité, liberté. Wenn dem so sei, so gebe es ursprünglich keine Rassenverschiedenheiten, diese bildeten sich vielmehr erst später durch die abweichenden Bedingungen der „Umwelt" aus und es gelte für sie dieselbe Gesetzlichkeit der Entwicklung.

Waren diese Gedanken wohl geeignet, jede innere Beziehung zu den Werten unserer Vorzeit und zum Überlieferungserbe unserer Ahnen zu verhindern, so gilt das gleiche von einer ja zwar wohlmeinenden, aber unhaltbaren Germanenromantik, wie sie von Klopstock in seiner Bardenpoesie verkündet wurde, oder wie sie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gang und gäbe war. In Scheffels Gedichten und in seinen Studentenliedern und denen seiner Zeitgenossen treiben jene „Germanen" ihr Unwesen, deren Leben in Kriegshändeln, Raufereien und Zechgelagen hingeht, die „auf der Bärenhaut liegen und immer noch eins trinken". Dies Bild oder vielmehr Mißbild spukt heute noch in den meisten Köpfen.

Demgegenüber besteht die richtige Einstellung zu unserem Thema darin, nüchternen Blickes die art- und erbgemäßen Werte der Vorzeit zu erfassen, und zwar weit über die germanische Lebensstufe unserer Vorfahren zurück. Keimzelle des Volkstums ist die Familie, und von welcher Bedeutung die Familienforschung sein kann, das haben geeignete Maßnahmen der Regierung unseren Volksgenossen bereits klargemacht. Ganz von selbst erweitert sich in ihrer Fortführung die Familienforschung zur Sippen- und Stammeskunde, das Bild rundet sich in der Brauchtum, Sitte, Tracht, Mundart usw. umfassenden Volkskunde. Die in ihrer körperlichen und seelischen Grundhaltung unterscheidbaren Bestandteile werden als in ihren Merkmalen typische Erscheinungen zusammengefaßt in der Rassenkunde. Der überschichtete und zum großen Teil verschüttete Urgrund, in dem die Erkenntnisse der

genannten Wissenschaften wurzeln, ist aber die Vorgeschichte. Um uns an ihr mit Erfolg zu bilden, müssen wir uns jedoch eines viel weiträumigeren Zeitbewußtseins bedienen, als uns geläufig ist. Die sogenannte „Weltgeschichte", die ihren Wissensstoff hauptsächlich überlieferten schriftlichen Dokumenten entnimmt, setzt frühestens mit dem Jahre 4000 v. Ch. ein, umfaßt also hochgerechnet etwa 6000 Jahre.

Der Mensch als vernunftbegabtes, bewußtes Wesen, aufrechten Ganges und sprachbegabt, Nutznießer des Feuers und Hersteller von Gerät, lebt seit 600000 Jahren, ja nach neuerlichen Annahmen seit einer Million Jahren auf der Kruste unseres Erdballes, d. h. die Menschheitsgeschichte beträgt mindestens ein Hundertfaches der sogenannten Weltgeschichte. Das Alter der Erde als eines besonderen, die Sonne umkreisenden Weltkörpers, wird aber auf zwei Milliarden Jahre geschätzt, d. h. wiederum auf ein Vieltausendfaches der Menschheitsgeschichte. All diese Maße schrumpfen indessen zu einem Nichts zusammen gegenüber den kosmischen Zeiträumen, in denen nach Lichtminuten, Lichtmonaten und Lichtjahren gerechnet wird. Der gewaltigste Anblick, der dem Menschen vergönnt ist, der gestirnte Nachthimmel, zeigt uns, fast unfaßlich für unser Bewußtsein, ungleichzeitige Körper nebeneinander. Die „Weltgeschichte" schwimmt demnach sozusagen als ein millimeterdünnes Häutchen auf der Oberfläche, unter der sich der Blick in unergründliche Tiefen verliert, und unwillkürlich stellt man diesem Tatbestand gegenüber die Frage, ob es nicht einseitig ist, fast unsere gesamte Geistesbildung nur der zeitlich so dürftigen winzigen Daseinsspanne der letzten 6000 Jahre zu entnehmen. Da hört man aber den Einwurf: Was hilft uns eine Vorzeit ohne Angabe über Aussehen, Art und Wesen, Handel und Verkehr, Kriege und Völkerwanderungen, was sagt uns das frühe Menschentum unserer Vorfahren ohne schriftliche Quellen? Darauf ist zu erwidern, daß nicht nur die geschriebenen Zeugnisse auf Stein und Tonziegel, auf Papyrus und Pergament zu sprechen vermögen, sondern auch die Funde, die der Boden birgt, Grabstätten und Behausungsruinen, Erdwälle und Höhlenfunde. Seit der deutsche Bauer mit der Pflugschar den Boden bearbeitet, ist es immer und immer wieder vorgekommen, daß er mal hier auf

ein Steinbeil, mal dort auf eine Topfscherbe oder einen grünpatinierten Bronzereif stieß. Vielleicht hat er den Fund achtlos beiseite geworfen, vielleicht hat er ihn sinnend betrachtet und pietätvoll verwahrt; seine gelehrten Zeitgenossen erfuhren von diesen Vorkommnissen entweder nichts oder, soweit es der Fall war, gingen sie geringschätzig darüber hinweg und wußten nichts damit anzufangen. Die Altertumswissenschaft hat sich freilich schon frühzeitig im vergangenen Jahrhundert mit Ausgrabungen beschäftigt, aber es mußte sich schon um Mesopotamien, Ägypten, Kleinasien oder Griechenland handeln, um sie selber und das öffentliche Interesse in Bewegung zu setzen. Auf deutschem Boden, ja man kann sagen auf nord- und westeuropäischem ist die „Wissenschaft vom Spaten" noch jung. Aber schon heute lassen ihre Ergebnisse zweierlei erkennen. Erstens bleiben die aufgefundenen Werkzeuge und Waffen, die Haus- und Befestigungsreste nicht interessante einzelne Feststellungen, sondern sie lassen große Zusammenhänge erkennen: Volksverbände, Kulturkreise und Wanderwege, ebenso wie die Skelettfunde schon in ältester Zeit deutliche Rassenunterschiede aufweisen. Wenn aber die Frage dazwischen geworfen wird: was sollen uns all diese Töpfe, Lanzenspitzen und Pflugscharen? Sie mögen uns wohl beweisen, daß unsere Vorfahren sich auf die Keramik verstanden, daß sie waffentüchtig waren und Ackerbauer, aber was sie dachten, was sie glaubten, welche religiösen Anschauungen sie hatten, darüber bleiben wir doch im Dunkeln? Nein, wir bleiben auch darüber nicht im Unklaren. Seit mehr als zehntausend Jahren haben die Menschen und besonders jene, in denen wir unsere Ahnen nachweisen können, ihre Daseinsspuren durch symbolische Zeichen verewigt, die sie als Ritzzeichnungen an Felswänden anbrachten, an ihren Werkzeugen, oder die die Grundrißlinien zu geheimnisvollen Erdbauten lieferten, und in denen sich ihre Anschauungen von Sinn und Zweck des Daseins, von Gott- und Erdverbundenheit offenbarten.

An dieser Stelle sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es der Zweck dieses Buches ist, das sich hauptsächlich an die erwachende deutsche Jugend wendet, nicht nur in die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft einzuführen, sondern auch in den im Werden und in heftiger Gärung begriffenen wissenschaftlichen

Denkstil der anbrechenden Epoche. Die deutsche Jugend ist zugleich Träger und Gegenstand der nationalsozialistischen Revolution. Es ist ihr Schicksal, nicht in eine fertige Welt hineinzuwachsen, sondern eine werdende Welt zu erleben und mit zu gestalten. Dieses Schicksal vermag vor den Fragen der Wissenschaft nicht Halt zu machen. Und so erscheint es geboten, auch auf die im Sinne der Geistesgeschichte unseres Volkstums umwälzende Gedankenwelt eines Hermann Wirth, eines Wilhelm Teudt, eines Bernhard Kummer, eindringlich hinzuweisen. Ganz abgesehen davon wendet der jugendliche Mensch, er selbst ein Werdender und sich Gestaltender, seine tätige Anteilnahme stets innerlicher und freudiger dem im Bau begriffenen Werke zu, als seiner vollendeten und ausgeformten Gestalt.

1. Vom Ursprung der Menschheit

Zwei Auffassungen über die Anfänge der Menschheit stehen sich heute grundsätzlich feindlich gegenüber. Die eine betrachtet den Menschen als das zwangsläufige Ergebnis lebensgesetzlicher Entwicklung: Eines Tages hat er sich, über unzählige Vorstufen sich wandelnd, aus dem Schoße der Säugetiergattung heraus entwickelt. Letzten Endes geht er auf denselben Vorfahren zurück, dem auch die großen Menschenaffen, der Gorilla, der Schimpanse, der Orang-Utan und der Gibbon ihr Dasein verdanken. Wie alle Arten des Tier- und Pflanzenreiches ist er durch natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein entstanden. Diese Auffassung Darwins, von Ernst Haeckel in Deutschland verbreitet und weiter ausgestaltet, betont, daß alle Gattungsunterschiede den Einflüssen der Umwelt zu danken sind, und der besonderen Verhaltungsweise, zu der diese Einflüsse das Einzelwesen in seinem Selbst- und Arterhaltungswillen veranlassen. Es sind rein stoffliche Anlässe, die die Abwandlung von Tier zu Tier und von Tier zu Mensch veranlassen: Klima, Bodenbeschaffenheit, Nahrungsüberfluß oder Nahrungsmangel, Flucht vor gefährlichen Tiergegnern usw. Der Mensch, in seiner körperlichen Beschaffenheit verhältnismäßig schwach und waffenlos, kann sich den Gefahren, die seinem Dasein und seiner Ernährung entgegenstehen, nur durch die Ausbildung seines Gehirns als des Trägers der Intelligenz entziehen. Dieser Vorgang nimmt viele Jahrtausende in Anspruch und schafft aus dem noch tiernahen Urmenschen den modernen homo sapiens, den Menschentyp von heute.

Diese Betrachtung sieht im Grunde in den Menschen nichts anderes als hochentwickelte Säugetiere. Der gleiche niedrige Ursprung ist ihnen allen gemeinsam, also sind sie im Grunde alle gleich, und zwar gleich untermenschlich, da ihre Fähigkeiten ja nur aus der Entwicklung des Trieblebens entstanden.

Kein Wunder, daß diese Lehre zur naturwissenschaftlichen und biologischen Grundlage des marxistischen Denkens wurde und ge-

eignet schien, die ödeste und seelenloseste Gleichmacherei zu verteidigen.

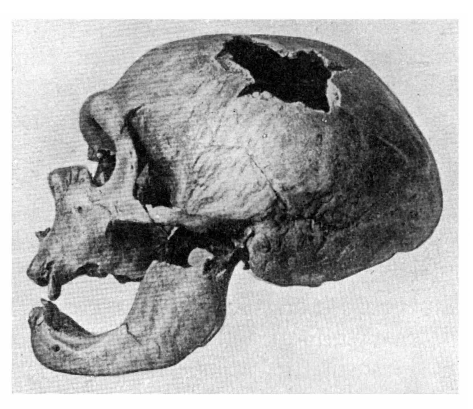
Anders Edgar Dacqué: Für ihn ist der Mensch nicht das Zufallsergebnis einer Entwicklungskette, erst recht ist sein Dasein nicht aus einer stofflich gerichteten Auffassung zu erklären. Das gesamte Schöpfungswerk muß vielmehr einen Sinn haben, und dieser Sinn besteht darin, daß die Natur in der Entfaltung ihrer Erscheinungen sich ihrer selbst bewußt wird. Der Weg, zu diesem Bewußtsein zu gelangen, führt über den Menschen. Aber dieser Mensch ist keine einmalige Erscheinung. Er entspringt nicht in irgendeinem Entwicklungsstadium aus der Reihe der Säugetiere, sondern, sobald das Leben in den Meeren des Kambriums sich aus dem Urschlamm entfaltet, ist er schon da. Er ist da als Prinzip. Er existiert als Einzeller, als Lurch, als Saurier, er selbst ist eigentlich Rückgrat und Wirbellinie der Entwicklungsbewegung. Er kämpft den Weg zum Aufstieg gegen die Mächte der Beharrung durch und entläßt sozusagen aus sich die Tierformen, denen der weitere Vormarsch versagt ist. Die Menschenaffen sind, so gesehen, die letzte Tiergattung, die er aus seiner Entwicklungslinie abgestoßen hat. Wenn man freilich behauptet, Dacqué lehre, der Affe stamme vom Menschen ab, im Gegensatz zu Darwin, so ist dies eine mehr als grobe Umdeutung seiner Anschauung.

Auf jeden Fall hat man das fehlende Glied zwischen Affe und Mensch (the missing link) nicht gefunden. Die Fundstätten der ältesten menschlichen Skelettformen erstrecken sich bis jetzt auf Asien, Afrika und Westeuropa. Flache, fliehende Stirn, gewaltige, tief eingesenkte Augenhöhlen, von Knochenwülsten überwölbt, ein mächtiges Gebiß mit ebensolcher Kinnlade ohne ausgebildetes Kinn, gebogene Arm- und Beinknochen kennzeichnen die Merkmale des Urmenschen, der aber, wo immer man seinen körperlichen Spuren begegnet, sich als Mensch deutlich von den entwicklungsgeschichtlich benachbarten Affenarten unterscheidet. Stets fehlten ihm die waffenartigen Reißzähne, über die die Großaffen verfügen. Man hat bei Tschukutien (etwa 100 km südwestlich von Peking) eine vollständig erhaltene Hirnschale von urtümlichster Bauart entdeckt (2. Dezember 1929), der, ent-

sprechend den Fundumständen, ein Alter von rund einer Million Jahren zugebilligt wird. In der Umgebung lagen die Überbleibsel von etwa fünfzig gleichzeitigen Tieren. Überreste einer verwandten altertümlichen Rasse hatte man schon vorher bei Trinil auf Java entdeckt. Wie es schien, wies dort der Schädelbau tatsächlich auf eine Stufe zwischen Affe und Mensch hin. Da aber der Höhlenbewohner von Tschukutien entsprechend seiner geologischen Lagerung um die mittlere Eiszeit lebte, mußte er bedeutend älter sein, und weil mit ihm zusammen bereits Werkzeuge aus Knochen und Stein von erheblicher technischer Vollkommenheit festgestellt wurden, ist er bestimmt schon als Mensch anzusprechen, erst recht also der viel später lebende „Pithecanthropos" von Java. Es ist natürlich möglich, daß eine urtümlichere Menschenform sich bis in späte Epochen hinein erhält und als Zeitgenosse weit fortgeschrittenerer Gruppen auftaucht. Der heutige Australneger, der zwerghafte Pygmäe Zentralafrikas, die ebenfalls zwergartige Innenbevölkerung der Insel Sumatra, die Kubus, sie alle verraten in Körperbau und Lebenshaltung deutlich ihre Verwandtschaft mit urtümlichen, längst ausgestorbenen Menschenformen und existieren heute noch. Aber ihre Zahl ist so gering, daß sie sich zu den großen Gruppen des zeitgenössischen Menschenschlags, den Ariern, Mongolen, Negern und Indianern kaum wie eins zu tausend verhalten. Ein anderer urtümlicher Schädel wurde in Galiläa gefunden, ein dritter in Broken Hill in Rhodesia. Besonders merkwürdig ist der unlängst in Ostafrika gemachte Menschenfund von Oldoway, wo ein Menschenschädel nebst Knochen zusammen mit den Gebeinen von Tieren der Sauriergattung aufgefunden wurde, die man bis dahin nur noch in der weit zurückliegenden Kreidezeit kannte, so daß somit zum ersten Mal der Mensch als Zeitgenosse dieser Tiergattung, der „Drachen", nachgewiesen wurde, ein Umstand, auf den bereits Dacqué in seinem Werk „Urwelt, Sage und Menschheit" hingedeutet hatte. Damit, so meint er, sei schon wegen der Verbreitung von Drachensagen rings um die Erde mit größter Wahrscheinlichkeit zu rechnen.

Die erste Menschenspur auf europäischem Boden wies man in dem Kiefer von Mauer bei Heidelberg nach, einem Unter-

kiefer mit starkem, massigem Kieferast, jedoch ohne jede Kinnbildung. Daß das Rheintal schon in früheren Perioden während der Eiszeit bewohnt war, stellte man außerdem durch die Funde in Neandertal bei Düsseldorf fest. Nach ihnen wurde ja auch jene Menschenstufe benannt, die auf die noch ältere von Trinil auf Java folgte (Abb. 1, 2).



1. Schädel eines Neandertalers. La Chapelle aux Saints

Das erste fast vollständige Skelett eines Neandertalers, in Le Moustier in Südfrankreich entdeckt, weist zusammenfassend alle oben aufgezählten Körpermerkmale urtümlicher Menschenformen auf. Aber bereits ihn hatten seine Landsleute offenbar bestattet. Zu seiner rechten Hand lag ein prachtvoll behauenes mandelförmiges Flachbeil (Acheulbeil), zu seiner linken ein ebenso schöner großer Kratzer, ebenfalls ein Steinwerkzeug.

Den mandelförmig zugeschlagenen Flachbeilen (Typus Acheul), wie sie der Neandertaler benutzte, gingen gröber bearbeitete, etwa zweihandgroße Faustkeile mit spitzzulaufendem Ende, voraus (Typus Chelles, Abb. 23). Dreieckige und spitzovale Kratzer, dazu flachgearbeitete Schabinstrumente folgten in der Moustier-Epoche. Die einzelnen Entwicklungsstadien werden jeweils nach dem bezeichnenden Fundorte benannt.



2. Schädeldach des Neandertalers (Homo primigenius) vom Neandertal bei Düsseldorf

Der Entfaltungsraum der älteren Steinzeit umfaßt in Europa hauptsächlich Nordspanien, Südwestfrankreich, das west-



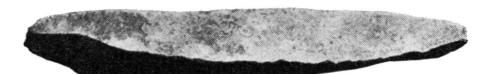
3. Acheul-Kratzer. $^{2}/_{3}$ Gr.



4. Acheul-Beil. $^{2}/_{3}$ Gr.



5. Aurignac, Breitklinge. $^{2}/_{3}$ Gr.



6. Aurignac, Spitzklinge. $^{2}/_{3}$ Gr.



7. Solutré, Grabstichel. $^{2}/_{3}$ Gr.



9. La Madeleine, Rundschaber. $^{2}/_{3}$ Gr.

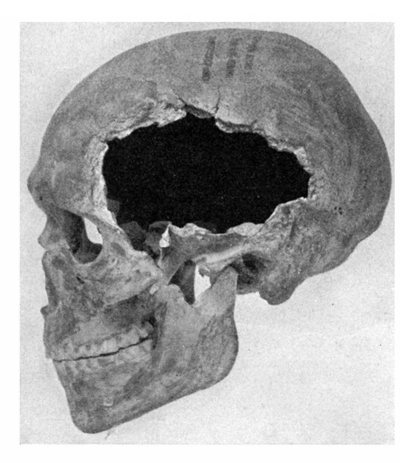


8. Solutré, Spitzklinge. $^{2}/_{3}$ Gr.

(Abb. 3—9. Südwestfranzösische Funde Dr. O. Hausers im Besitz des Verfassers)

deutsche Rheingebiet nebst einer Gebietszunge, die bis über Thüringen hinübergreift.

Skandinavien und Norddeutschland bis an die Elbmündung sind damals unter einer dichten Eisdecke begraben, ebenso wie das Alpenvorland, das bis in die Gegend des Donautales hinab vergletschert war. Soweit in den eisfreien Zwischenstreifen ein Leben überhaupt möglich erschien, spielte es sich in den Formen eines arktischen Jägerdaseins ab.



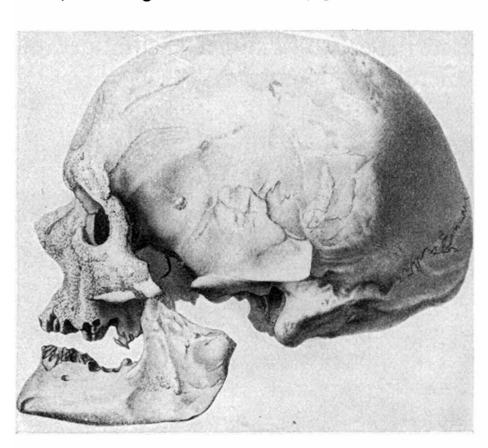
10. Schädel der Aurignac-Rasse
Aus „L'Anthropologie" von Boule. Paris, Masson & Cie.

In der zweiten Hälfte der älteren Steinzeit wird die Neandertalrasse durch eine völlig anders geartete abgelöst, durch die Aurignacleute (Abb. 10). Es handelt sich keineswegs darum, daß diese sich aus jener entwickelt hätten, daß also die Aurignacleute die Neandertaler zu ihren Stammvätern zählen könnten. Vielmehr stellen sie einen vollständig anderen Menschenschlag dar. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß gerade sie die Neandertaler vernichteten oder zum mindesten aus ihren Wohnsitzen verdrängten. Es waren Menschen von einer körperlichen Beschaffenheit, die der unseren schon sehr nahe steht; die Stirn war bedeutend höher gewölbt, als bei den Neandertalern, das Gebiß feiner und zierlicher, das Kinn war vorhanden, wenn auch ohne Spitze. Während die Neandertalrasse über eine damals noch vorhandene Landverbindung zwischen Afrika und Spanien vom Schwarzen Erdteil her nach Europa eingewandert zu sein scheint, weisen die Herkunftsspuren der Aurignacrasse nach Osten. Nach einer Fundstelle in Mähren nennt man sie auch die Brünnrasse. Selbst in Westsibirien ist ihre Kultur nachzuweisen. Ihre Lebenshaltung, soweit diese aus dem Gerätbefund hervorgeht, scheint grundsätzlich von der der Neandertaler verschieden gewesen zu sein. Die Stein-

bearbeitung beweist in der Auswahl des Materials und seinem Zuschnitt einen ganz neuen Geschmack und viel größere Sicherheit. Zudem gehen sie auch zur Knochenbearbeitung über. Aus diesem Material fertigen sie Pfriemen, Bohrer, Pfeilspitzen, die Steinmesser werden zu kleinen und kleinsten Formen hergerichtet. Überdies bewähren sie sich als Künstler. Die ersten Reliefdarstellungen menschlicher Gestalten stammen von ihnen, aber mit einem merkwürdigen Unterschied zwischen der Darstellung männlicher und weiblicher Erscheinungen. Die Weiber, z. B. die sogenannte „Venus von Laussel", ungemein fettleibige Gestalten, sind mit Ausnahme der Gesichtszüge, die nirgends wiedergegeben werden, sehr naturalistisch dargestellt, mit starker Betonung der geschlechtlichen Merkmale. Die Männer, straff und sehnig, sind meist nur skizzenhaft und ohne Sorgfalt behandelt. Es scheint sich so zu verhalten, daß jene Frauen einer ganz anderen Rasse, nämlich der der Unterworfenen, vermutlich der Neandertaler, angehörten, während die Männer den erobernden Aurignacleuten zuzurechnen sind. In der nachfolgenden Entwicklungsstufe ihrer Werktechnik haben die Aurignacjäger, deren Beute der arktischen Tierwelt angehörte (Mammut, Renntier, wollhaariges Nashorn, Wildpferd), vor allem lorbeerblattförmige Lanzenspitzen geschaffen; immer mannigfaltiger wird der bearbeitete Werkstoff, immer vielfältiger die Formen und Zwecke der Geräte.

2. Die Eiszeit als Hohe Schule der Menschheit

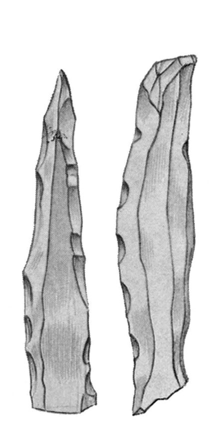
Da erscheint abermals eine neue Rasse auf dem Schauplatz, der Cro-Magnonmensch. Mit wuchtigem hochbreitem Körperbau ausgestattet, mit kantigem breiten Schädel, derben Knochen, erinnert er durchaus an jenen Bauernschlag, wie er heute noch in Westfalen oder im südlichen Schweden, in Dalekarlien anzutreffen ist. Es ist jene Rasse, die heute die dalische oder fälische genannt wird. Auch sie treffen wir in Südfrankreich, wo in einer fast schulmäßigen, geschlossenen Aufreihung die Typen der altsteinzeitlichen Menschheit aufmarschieren. Während aber der Neandertaler südlich-afrikanischer Abstammung zu sein scheint, der Aurignacmensch östlicher, ist über die Herkunft der Cro-Magnonleute mit weit geringerer Sicherheit zu berichten. Soweit überhaupt Anzeichen vorhanden sind, deuten sie nach dem Westen. Aber im Westen liegt der Atlantische Ozean, und der Weg von Amerika nach Südwestfrankreich erscheint sehr weit. Trotzdem wies unlängst ein deutscher Gelehrter (Eugen Fischer) eine westlich gelegene Vorstation nach. Er zeigte, daß die Urbevölkerung der Kanarischen Inseln, die sogenannten Guanchen, keineswegs, wie bisher vermutet, von den Spaniern ausgerottet seien, oder ausgestorben, sondern daß nach den Berichten der



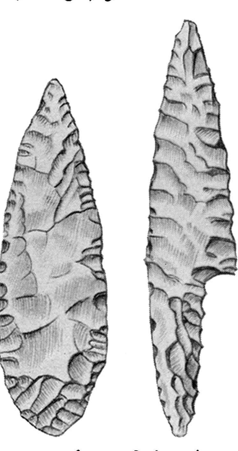
11. Cro-Magnon-Schädel
Aus Dr. Hans F. K. Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes". J. F. Lehmanns Verlag, München

weit zurückreichenden Kirchenbücher die heutigen Inselbewohner ihren Stammbaum noch vielfach auf jene Guanchen zurückführen können. Es sind zumeist dunkelblonde, grau- oder blauäugige Menschen, deren Körperbild dem oben geschilderten durchaus entspricht, die also die größte Ähnlichkeit mit dem „Alten von Cro-Magnon" haben, jenem Leitfunde, der der gesamten Menschengruppe den Namen gab (Abb. 11).

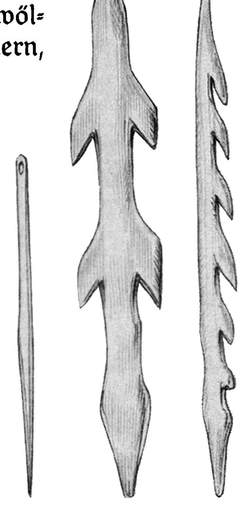
Auf jeden Fall zeigt die einmütig einsetzende Epoche des Madeleine Werkzeug- und Waffenformen, die nicht ohne weiteres als Fortentwicklung der vorausgehenden Stufen gedeutet werden können, die aber um so engere Verwandtschaft mit der heute noch vorhandenen Eskimokultur aufweisen (Abb. 12—18). Knochenpfeile und Harpunen deuten auf Fischfang und Robbenjagd hin, also auf eine seefahrende arktische Fischerbevölkerung. Knochennähnadeln, selbst in winzigstem Format, beweisen, daß die Nähkunst bekannt war, und daß man genähte und gesteppte Lederkleidung trug, wie sie heute auch von den Grönländern hergestellt wird. Zwar wohnen diese Menschen noch in Höhlen, am liebsten in solchen mit engem Eingang und palastartig geweiteter Innenwölbung, aber die Höhlen sind geschmückt mit Bildern,



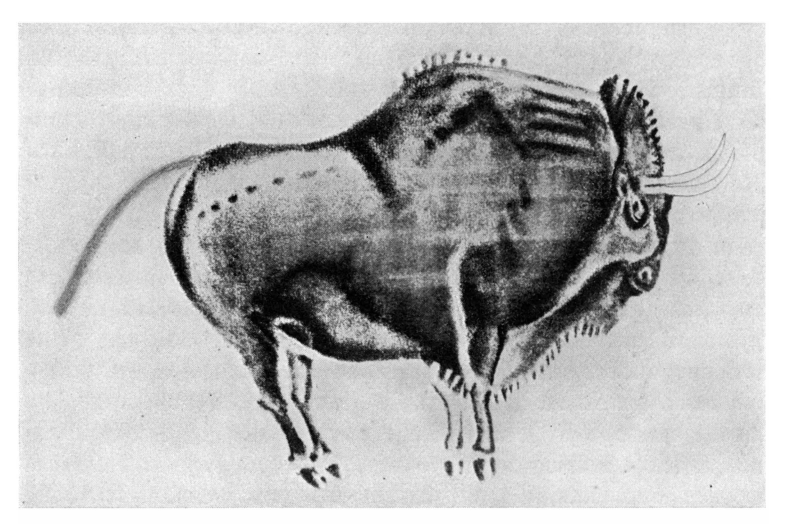
12 und 13. Aurignacien



14 und 15. Solutréen



16, 17 und 18. Magdalénien (Nadel und Harpunen)



19. Bison. Malerei in der nordspanischen Höhle von Altamira

die den höchsten Kunstsinn verraten. Ruhende Bisonkühe, springende Eber, breit hinschreitende Mammutelefanten zieren die Wände, und obwohl als Farbmittel nur Rötel, Kohle und Kalk zur Verfügung stehen, so erzielen jene unbekannten Steinzeitkünstler mit ihnen doch Wirkungen von unerhörtem koloristischem Reiz (Abb. 19—22). Wieweit sie es im Holzschnitzen brachten, läßt sich ja leider nicht beurteilen, da dieses Material im Laufe der Jahrtausende spurlos verrottete und verging. Man mache sich überhaupt einmal eindringlich klar, daß der Name Steinzeit nur eine Hilfsbezeichnung ist und daß uns, falls wir als forschende Zeitgenossen unter den Frühmenschen einherwandeln könnten, keineswegs der Stein als das herrschende Werkmaterial auffallen würde, sondern das Holz, der Wanderstock, der Lanzenstab, der Pfosten, das geschnitzte Idol.

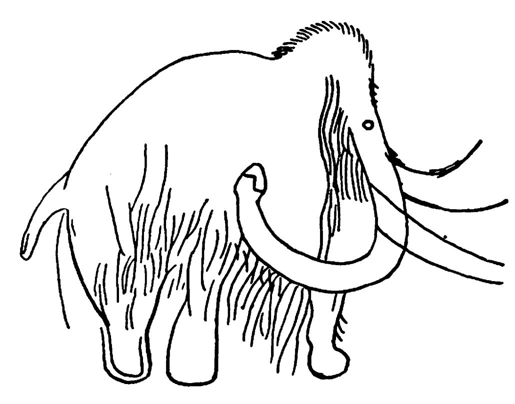
Hingegen ist Elfenbein ein Schnitzstoff, der die Jahrtausende überdauert, und auf Mammut- und Walroßzähne haben die Leute des Magdalenien auch prachtvolle Bilder eingeschnitten: Steinböcke, Wildpferde, Renntiere und dergleichen.

Die Darstellung dieses jagdbaren Getiers bildet deshalb natür-

lich den Hauptinhalt des künstlerischen Gestaltens, weil die weidmännische Beute ja auch die Lebensgrundlage jener Urzeitmenschen bedeutet.

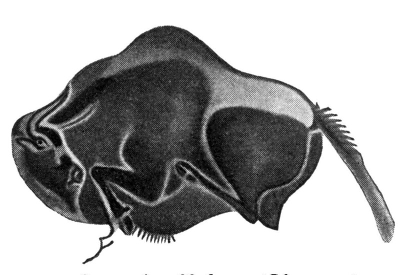
Die erste Form der Großtierjagd konnte noch nicht darin bestehen, daß der Jäger seine Gegner in der Tierwelt direkt angriff. Dazu waren diese zu stark, zu ungeheuerlich und mit zu gefährlichen Naturwaffen ausgestattet. So stellte er ihnen in Fanggruben nach, die mit Reisig und Astwerk überdeckt wurden und die am zweckmäßigsten in der Nähe von Wasserläufen und Teichen angelegt wurden. Wenn das Wild zur Tränke zog, geriet es in die Falle, brach durch und konnte nun von oben her durch Steinwürfe getötet werden, soweit es sich nicht schon durch den Sturz gefährliche oder tödliche Verletzungen beigebracht hatte. Otto Hauser wies in der Nähe der von ihm entdeckten südfranzösischen Höhlen der Vorzeit mehrere solcher Fanggruben nach, die zum Teil noch mit den Gebeinen der eiszeitlichen Tiere gefüllt waren. Die Fallenjäger hatten in ihre Höhlen nur die schmackhaftesten Teile des Wildes mitgenommen, vor allem die Knochen. Diese schlugen sie mit dem scharfzahnigen Kiefer des Höhlenbären auf und nährten sich vorzüglich von dem reichlich enthaltenen Mark.

Die später einsetzende Jagdmethode, die mit Lanzen- und Harpunenwurf auf richtigen Pirschgängen betrieben wurde, setzte natürlich eine viel kühnere und berechnendere Weidmannskunst voraus. Der Erfolg war eine Daseinsfrage. Er entschied unter Umständen über Sein oder Nichtsein und erhielt dadurch eine fast ins Religiöse gesteigerte Bedeutung.



20. Prähistorische Wandzeichnung eines Mammut. Höhle von Combarelles (Dordogne). (Nach Rutot)

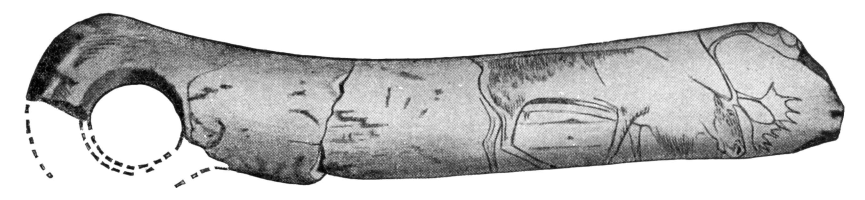
Zauberhafte Vorstellungen bildeten sich heraus.



21. Liegender Bison. (Altamira)

Der Jäger der Urzeit glaubte, durch die bildliche Darstellung seines jagdbaren Wildes, des Ebers oder des Stiers, sich in den Besitz des Tieres selbst zu setzen. Je getreuer seine Zeichnung, je naturalistischer sie war, um so sicherer mußte nach seiner Meinung sein nächster Pirschgang von Erfolg begleitet sein. Und weil er nicht das ruhende, sondern das flüchtende, auf jeden Fall das bewegte Tier jagte und belauschte, so ist auch in der Wiedergabe der Richtungsverlauf der Bewegung ein hauptsächliches Element seiner künstlerischen Bemühungen. Nicht um eine statische, sondern um eine dynamische Kunstauffassung handelt es sich. Nicht selten weisen die Bilder Einschußspuren auf. Der Jäger war also auch der Künstler, und der Schuß auf die Zeichnung verbürgte ihm sozusagen den auf das lebende Ziel.

Der Drang, den Naturalismus auf die Spitze zu treiben, zeigt sich in jüngst entdeckten Höhlenbildern Südfrankreichs. Sie sind in schwer zugänglichen, zum Teil nur kriechend zu erreichenden Wandnischen der dortigen Tropfsteingalerien angebracht, wurden offenbar bei der dürftigen Beleuchtung spärlicher Tranlämpchen angefertigt und konnten nur bei einer ebensolchen Beleuchtung betrachtet werden. Die rein künstlerische Absicht des Urhebers wird schon durch diesen Umstand stark in Frage gestellt. Die Leistungen selbst sind am besten mit Röntgen-Aufnahmen zu vergleichen. Der Knochenbau ist mit einer erstaunlichen anatomischen



22. Das Renntier von Thayngen

Kenntnis und Sicherheit in die Umrisse des Tierkörpers eingezeichnet. Der Künstler ist offenbar davon überzeugt, daß die Wiedergabe der Oberfläche nicht genügt, um den Zauberbann zu erwirken, daß vielmehr auch die innere Struktur zum Vorschein kommen müsse.

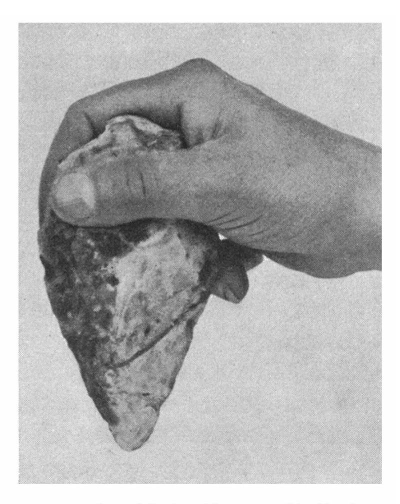
Die erste Hälfte der Altsteinzeit war eine Periode warmen, stellenweise sogar tropischen Klimas. Die Wildbeuter und Sammelvölker der Chelles-, Acheul- und Moustierzeit streifen, mit ihren Faustkeilen bewaffnet, durch die Urwälder, und diese Beile, über handgroß und auch in ihrer Form an die menschliche Hand erinnernd, sind für sie Waffe und Werkzeug. Die zweite Epoche der Altsteinzeit jedoch steht unter der Einwirkung eines Klimasturzes. Der Urwald verschwindet und macht der Steppe, stellenweise der Tundra oder Kältesteppe, Platz. An Stelle des urtümlichen Steinbeiles tritt das Messer, das steinerne Buschmesser sozusagen, mit dem sich der Jäger seinen Pfad durch Gestrüpp und Savannengras bahnt; die Pirsch ins Weite nötigt dazu, Wurfwaffen zu erfinden, die das Wild von ferne zu treffen vermögen; der Mensch verfällt auf die Herstellung der Lanze, und als zur Zeit des Magdalenien bei einer letzten abermaligen Klimaverschlechterung eine arktische Tierwelt auftritt, begegnet ihr der Mensch auch mit arktischen Jagdmethoden, hauptsächlich mit dem Wurf der Harpune, der mit Widerhaken versehenen Knochenlanze.

Während der letzten Eiszeit kam das vergletscherte Nordeuropa gar nicht, Mitteleuropa nur in den schmalen, eisfreien Landstreifen an den Rändern der Mittelgebirge und am Rhein als Wohngelände in Frage. Und auch da kann infolge der strengen, polaren Lebensbedingungen die Besiedlung nur äußerst dünn gewesen sein. So ist es kein Wunder, daß alles darauf hinweist, daß während des Diluviums, d. h. der Eiszeitperiode, Einwanderung und Kulturverbreitung von Westen aus erfolgte. Die älteste französische Stufe, die von Chelles, mit ihren derben länglichen Faustkeilen fehlt in Deutschland völlig (Abb. 23). Aber bereits die nächste, gekennzeichnet durch die flachen Acheul-Keile, ist in Thüringen und am Rhein, so etwa in Säckingen festzustellen (Abb. 24).

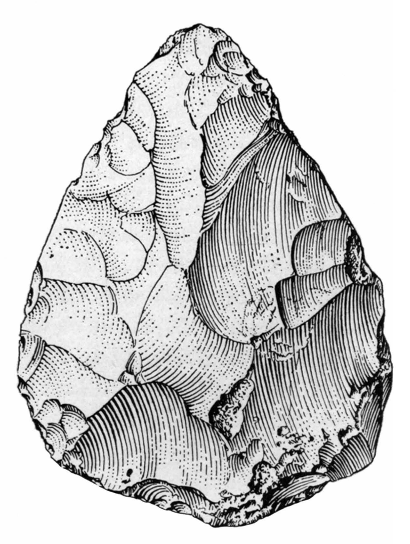
Wohnhöhlen mit Tierknochenfunden und Geräten altsteinzeitlichen Charakters entdeckte man in Treis an der Lumda bei Gießen,

am Rennerfels in der Fränkischen Schweiz, bei Kuckucksbad in Baden, in Thayngen bei Schaffhausen. Ein besonders ergiebiges Fundgebiet traf man in Taubach-Ehringsdorf bei Weimar an, woselbst das Inventar im ganzen und großen an die französische Moustierstufe der ausgehenden ersten Periode der Altsteinzeit erinnert. Auch vereinzelten Tierfanggruben, nach westlichem Muster angelegt, begegnet man öfter bis in die mittlere Steinzeit hinein, so bei Fernewerder in der Nähe von Potsdam. Allerdings sind die Funde mit den westlichen keineswegs formgleich. Dazu waren immerhin die Entfernungen zu groß und die Zeiten, die der Mensch unter so schwierigen Verhältnissen zu jenen weiträumigen Wanderungen benötigte, zu erheblich. Die Erinnerung an das westliche heimatliche Urbild zu Hausrat und Waffe erscheint also gleichsam verwischt und verdunkelt.

Eins aber fehlt in Deutschland völlig, die großen französischen oder spanischen Höhlenbilder. Knochenritzzeichnungen finden sich zuweilen, wie das in Form und Bewegung vorzüglich getroffene



23. Faustkeil. (Typus Chelles)



24. Acheul-Keil aus Säckingen am Oberrhein
(Nach E. Gersbach)

Renntier von Thayngen (s. Abb. 22), und nicht zu vergessen ist, daß die erste Rundplastik der Welt, die Venus von Willendorf, eine etwa zwei Hand hohe Kalksteinfigur, mit Rötel gefärbt, ebenfalls auf großdeutschem Boden gefunden wurde (Abb. 25). Nach der Fundstelle, einer Wohngrube von 2,5 m Durchmesser und 1,7 m Tiefe zu schließen, und nach Stil und Geschmack der Darstellung, gehört sie der Zeit der Aurignacleute an und ist wohl auch von solchen verfertigt worden. Im übrigen ist und bleibt für lange Zeit in Mitteleuropa der Drang nach bildlicher Darstellung gering. Gerade hierfür trifft Schuchhardts Wort zu: „Schon im Paläolithikum (der Altsteinzeit) scheint das Bildlose neben dem Bildlichen von Anfang her bestanden zu haben.“ Dabei ist, wie schon zwischen den Zeilen dieses Zitats zu lesen ist, das „Bildlose“ nicht als Beweis der Unfähigkeit zum Nachbilden der Gestalt von Mensch und Tier aufzufassen, sondern als ein bewußter Verzicht auf die naturalistische Wiedergabe der Erscheinung und zwar, wie wir sehen werden, zugunsten der Darstellung des Sinns und der Sinnzusammenhänge, des „Sinnbildes“ oder Symbols. Schon tut sich, fürs erste fast unmerklich, die Kluft auf zwischen dem bilderfreudigen Süden, der die Farbe der Farbe halber, die Form der Form halber liebt, und dem gedankenträchtigen Norden, dem Wort und Zeichen zur Wiedergabe seelischer Inhalte dienen.



25. Die Venus von Willendorf in Niederösterreich

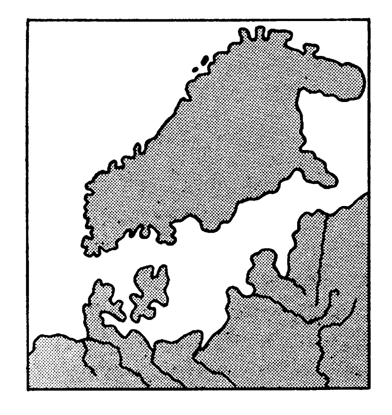
Fürs erste freilich wird die nordische Rasse als Trägerin dieser nordischen Gesinnung noch nicht deutlich. Zwei Skelette, die sich mit stattlicher Rötelbeigabe in Oberkassel bei Bonn vorfanden, zeigen scheinbar zum erstenmal, sozusagen familienhaft, das rassische

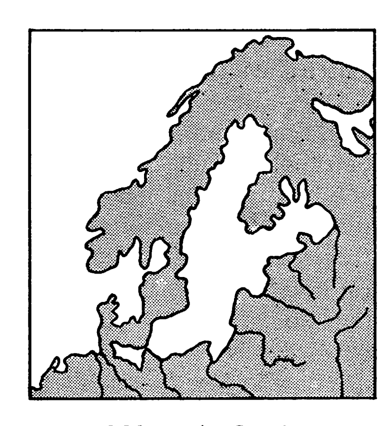
Grundgefüge, auf dem sich späterhin die germanische Menschheit aufbaut. Aber nur scheinbar. Der weibliche Schädel ist ein schmaler Langkopf mit schmalem Hochgesicht, der männliche ein breiterer Langkopf mit niedrigem Gesicht, also ein Vertreter des Cro-Magnonschlages oder der fälischen Rasse. Ein für allemal sei erwähnt, daß Langkopf und Kurzkopf die Schädelform bezeichnen, so wie man sie von oben her sieht. Der sogenannte Index zeigt das Verhältnis der Querachse zur Längsachse jeweils in ihrer größten Erstreckung an. Der Index 71 kennzeichnet beispielsweise einen Langkopf (d. h. 100 × Breite : Länge = 71), der Index 85 einen Kurzkopf, etwa einen Kalmücken (d. h. 100 × Breite : Länge = 85). Die Maße von 75—79 gehören demnach zu den Mittelköpfen; was darunter ist, ist langköpfig, was darüber ist, kurzköpfig. Ähnlich verhält es sich mit der Feststellung der Gesichtsmaße.

Obwohl Schädel- und Gesichtsindex des weiblichen Kopfes von Oberkassel ganz nordisch anmuten, so ist dem aber doch nicht so; denn die Brauenwülste über den Augen verweisen noch in eine rassische Frühzeit ebenso wie der runde Querschnitt der Oberarmknochen an Stelle des späteren ovalen.

Somit zeigt die Frau aus Oberkassel trotz ihres verfeinerten Schädelbaus neandertalerhafte Züge und ist wohl die Nachfahrin einer Rassenkreuzung, die schon in Südwestfrankreich aus jener dumpfen, südlichen Urrasse und einer höher gearteten Einwanderergruppe entstanden war. Die körperbildenden Erbkräfte, die ihren Schädel formten, weisen eher bereits einen Verfall urnordischen Erbgutes auf, als daß sie in ihr eine der Stammütter jener Rasse geschaffen hätten, die von der jüngeren Steinzeit ab in breiter Front die Herrschaft in Europa angetreten hat, eben der nordischen.

Mit dem Ende der Altsteinzeit, deren Schauplatz Westeuropa, hauptsächlich nördlich und südlich der Pyrenäen war, hört die Eiszeit, die bis dahin Skandinavien und Norddeutschland unter einem wuchtigen Gletscherschild begraben hatte, auf, und in der Zeit von 20000 bis 8000 v. Chr. ziehen sich die Gletscherzungen nordwärts nach Schweden und Norwegen, südwärts nach den Alpen zurück. Der Vorgang der Abschmelzung erzeugt riesige





26. Ostsee in der Yoldiazeit 27. Ostsee in der Ancyluszeit
(Nach de Geer)

Wassermassen, die in den Urstromtälern gewaltige Rinnsale finden, in denen sie zum Meere abströmen. Von der Breite dieser Urströme vermag uns die Oder zur Zeit ihrer jährlichen Überschwemmungen besonders im Netze- und Warthegebiet eine Vorstellung zu geben. Um 8000 v. Chr. ist jener Abschmelzprozeß in seinen großen Zügen zu Ende, und Nord- und Mitteleuropa weist jene Formung auf, die heute noch vor uns liegt. Die Ostsee freilich unterliegt in der Gestaltung ihres Küstenumrisses noch starken Schwankungen. In der Yoldiazeit ist Skandinavien eine Insel, und zwischen dieser und dem heutigen Finnland zieht sich ein Meeresarm hin, der die Ostsee mit dem Weißen Meer verbindet. Das heißt also praktisch nichts Anderes, als daß damals die norddeutsche Küste an das nördliche Eismeer stößt. In der folgenden Ancylusperiode tritt der umgekehrte Fall ein. Die Ostsee schließt sich durch eine Hebung des Meeresbodens nach Norden und Westen, und zwischen Südschweden und Jütland besteht eine feste Landverbindung. In dieser Zeit ist das Baltische Meer kein Meer, sondern ein gewaltiger Süßwassersee (Abb. 26 und 27).

In der anschließenden Litorinaperiode hingegen lockert sich durch Landsenkung wieder die Verbindung zwischen Jütland und Skandinavien. Die Nordsee strömt durch Sund und Belt aber-

mals in das Ostseebecken ein, und in großen Zügen zeichnen sich jene Küstenumrisse ab, die wir heute noch kennen.

Die 3 Bezeichnungen Yoldia-, Ancylus- und Litorinazeit sind nach Schaltieren benannt, die jeweils für die betreffende Periode bezeichnend sind.

Schon während der Abschmelzzeit müssen in ihren ersten Vorposten die Aurignac- und Cro-Magnonleute in das eisfreiwerdende Gebiet eingedrungen sein. In der anschließenden Yoldiazeit treten die Knochengeräte des Magdalenien in Nordeuropa auf, und besonders die Kleinwerkzeuge, längs- und querschneidige Pfeilspitzen, wie sie in der mittleren Steinzeit im Westen gebraucht werden, finden auch in Deutschland ihren Eingang. Das nordische Entwicklungsstadium wird nach einem jütischen Fundort die „Lingbystufe" genannt und weist Werkzeuge aus Renntiergeweihen und Feuersteinspitzen auf. Der Boden, eben erst von den Gletschern freigegeben, ist besonders im Norden noch außerordentlich stark durchfeuchtet und vermoort. Unzählige Seen, Teiche und Tümpel bilden sich in den Mulden des Geländes, und an den Rändern dieser Moore und Gewässer, ebenso wie an denen der See findet eine Bevölkerung ihre Wohnstätten, die sich hauptsächlich vom Fisch- und Muschelfang ernährt. Merkwürdige Wohnformen traf man in Maglemose, zu deutsch „Großes Moor", an der Westküste der dänischen Insel Seeland an. Die Einwanderer, offenbar von den Großtieren des Festlandes noch aufs härteste bedroht, suchten auf Wohnflößen inmitten von Flachseen ihre Zuflucht. In der Litorinazeit, jener Epoche, in der die Ostsee ungefähr ihre heutige Gestalt annahm, lebte an den Meeresküsten eine Bevölkerung, die offenbar in größeren Gruppen gemeinsam ihre Mahlzeiten abhielt und die Abfälle: Muschelschalen, Schneckengehäuse, Fischgräten, Knochen von Vögeln und Getier Generationen hindurch immer an denselben, langhingestreckten Ablageplätzen aufhäufte. Es handelt sich um die sogenannten „Kökenmöddinger", die Küchenabfallbänke, zwischen denen sich auch mancherlei Gerät aus Feuerstein, Knochen und Geweihen findet, sowie Bruchstücke der ersten tönernen Gefäße.

3. Die nordische Rasse der Jungsteinzeit

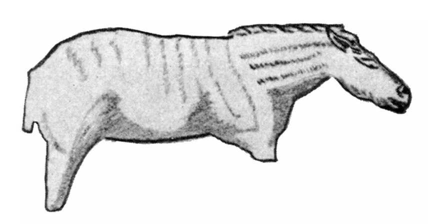
Während die Technik der frühesten nachweisbaren Bewohner Nord- und Mitteleuropas in Form und Handhabung überall deutlich den Zusammenhang mit vorausgehenden Typen der altsteinzeitlichen Werktätigkeit Frankreichs aufweist, zeigt das erste Aufblühen der Töpferei, daß diese auf europäischem Boden hauptsächlich in unserer Heimat zu Hause ist. Wie andererseits die Träger der mittelsteinzeitlichen Kultur, soweit sie auf dem späteren germanischen Siedlungsboden sich bewegten, von eingewanderten Aurignac- und Cro-Magnonleuten oder von Kreuzungen zwischen diesen beiden abstammen mögen, so tritt nunmehr auch eine anders geartete Rasse auf, die nicht ohne weiteres aus den genannten abzuleiten ist, nämlich die nordische. Im Kreise Westhavelland stellte man ihre ersten deutlich erkennbaren Vertreter in zwei ausgezeichnet erhaltenen Langschädeln fest, welche am Pritzerber See aus Tonschichten ans Licht gefördert wurden. Woher stammt diese Rasse, vom Schicksal dazu auserlesen, zum Träger des indogermanischen Urvolkes zu werden? Sollte es sich um eine Art Hochzüchtung aus dem Aurignac- oder Cro-Magnonschlage handeln, so müßten ja auch Übergangsstufen zwischen diesen altsteinzeitlichen Menschenformen und der jungsteinzeitlichen nordischen Rasse festzustellen sein. Dies aber ist nicht der Fall. Und somit hat folgende Meinung Hermann Wirths erhebliche Wahrscheinlichkeit: Er nimmt an, daß die Träger einer ursprünglichen Sonnenlaufsymbolik vom arktischen Nordwesten her, als Seefahrer zu den westeuropäischen Küsten vorgestoßen sind. Wenn ihre Bestattungsbräuche darin bestanden, daß sie ihre Toten nicht in der Erde beisetzten, sondern auf Holzgerüsten der offenen Luft und der Verwesung im Freien aussetzten, so könnte sich nur in sehr vereinzelten Zufallsfällen von ihrem körperlichen Dasein eine Spur erhalten haben. Die Cro-Magnonleute wären demnach als eine Gruppe anzusehen, die sich Jahrtausende vorher durch Kreuzung

atlantischer Seefahrer mit den vorgefundenen Bewohnern Südwest-Frankreichs entwickelte, die nordische Rasse als eine zweite Welle jener Seefahrerinvasion, die weit später die nordwesteuropäischen Küsten erreichte und sich in der Grundform ihres Menschentums fürs erste ziemlich rein erhielt. Diese urnordischen Leute hätten dann zusammen mit den Nachkommen der zugewanderten Cro-Magnonmenschen den Grundstock der Bevölkerung im nordischen Lebensraum gebildet.

Die Mutmaßung, die nordische Rasse sei ursprünglich im Raume der osteuropäischen Steppe bis über den Ural hinaus beheimatet gewesen, wurde bisher von Fritz Kern und anderen vertreten. Seiner Meinung nach habe sie dort das Dasein von Wanderhirten geführt, kriegerische Eigenschaften ausgebildet und sich zu besonderer Beweglichkeit und Wendigkeit erzogen. Diese „Eurasier" — das Wort entstammt einer Verkoppelung von Europa und Asien — wären dann erobernd in Mittel- und Nordeuropa eingedrungen, hätten als Herrenschicht die vorgefundenen ackerbautreibenden Rassen unterworfen und wären die Vorväter der Indogermanen geworden.

In dieser Auffassung wird dem Nomadentum nichts Geringeres als die Rolle geistigen Schöpfertums zugeschrieben, während dem Bauerntum die der stumpfen, beharrenden und fronenden Heloten zukäme. Diese Wertabstufung müßte sich ergeben, wenn sie auch nicht in der angedeuteten Härte ausgesprochen wird. In seinem weiträumig angelegten und tiefschürfenden Werk, „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse" wendet sich R. Walther Darré, derzeitiger Reichsminister, gegen diese, wie er zeigt, allzu locker begründete Annahme, und zwar mit derartiger Grundsätzlichkeit, daß sein Angriff gegen das vermeintliche Urnomadentum der nordischen Rasse zum Ausgangspunkt des gesamten Buches wird. Aus der breit aufmarschierenden und sorgsam gestaffelten Front seiner Gegengründe seien nur folgende angeführt:

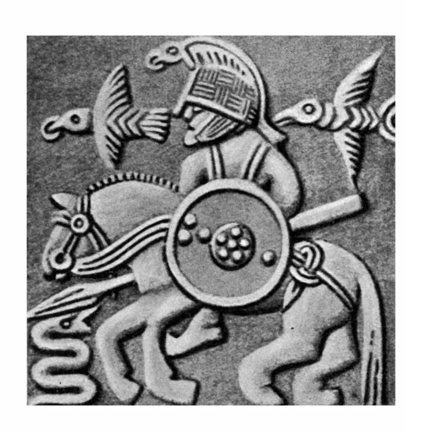
Die damaligen Bewohner Mitteleuropas, die sich noch im ständigen Kampf mit Bären, Wölfen und anderem gefährlichen Großwild befanden, können unmöglich so wehrlose Tölpel gewesen sein, daß sie den Angriff von Osten her still ertragen hätten. Zudem berichtet in der Edda ein Stammesmythus, in



28. Wildpferd aus Elfenbein (Ende der französischen Altsteinzeit)

dem sich wie so häufig die Erinnerung an Rassenursprünge spiegeln wird, daß Buri, der Göttervater aus dem Eise „geleckt" worden sei, eine Vorstellung, die mit der einer Steppenheimat unvereinbar ist. Ja, im gesamten germanischen Mythus, man kann wohl sagen im indogermanischen, weist nichts auf dergleichen hin. Einer älteren Überlieferungsschicht, die von einer Eis- und Schneewelt dunkel berichtet, wie etwa in den irischen Sagen von der „Glasburg", folgt vielmehr eine solche, die nur in einem Waldland entstanden sein kann. In diesem Zusammenhang weist Darré auf die in frühe Urzeit verweisenden Rechtsbräuche des altrömischen Patriziats hin, das wohl die Strafe des Totprügelns mit dem Holzstab, aber nicht das Steinigen kenne, das für Wüsten- und Steppenvölker charakteristisch sei.

Kern stützt sich darauf, daß für das Pferd als Haustier eine Herkunft aus dem Westen nicht in Frage komme. Gerade hier widerlegt ihn Darré als Kenner landwirtschaftlicher und viehzüchterischer Fragen. Das Wildpferd begegnet uns schon in Dutzenden von altsteinzeitlichen Zeichnungen und Skelettfunden. Späterhin ist ein Waldpferd festzustellen, das zum Stammvater des europäischen Kaltblüters wird, des bäuerlichen, derbknochigen Ackergauls, wie er uns in einem jungsteinzeitlichen Bernsteinamulett aus Ostpreußen und dem nachchristlichen Bildnis des reitenden Odin entgegentritt (Abb. 28 und 29). Er hat nichts zu tun mit dem kleinen, dürren, flinken Pferd der asiatischen



29. Beschlag von Wendel in Upland

Steppe, auf welches das arabische Warmblut zurückgeht. Und dieses europäische Tier wird zum Gehilfen des nordischen Menschen in der Zeit zwischen 2500 und 2000 vor Chr.

Ähnlich verhält es sich mit der Züchtung des Schweins. Für Wanderhirten kommt seine Aufzucht auf baumlosen Steppen gar nicht in Betracht. Ganz abgesehen davon, daß es in sehr früher Zeit in Nord- und Mitteleuropa nachzuweisen ist, deuten auch hier altrömische Sitten auf frühindogermanische Verbreitung hin: Die Ehe wurde durch ein Schweinsopfer bekräftigt, und das Opfertier dabei mit einem Feuersteinbeil (silex) getötet. Gerade der letzte Umstand weist auf das hohe Alter der Überlieferung hin. Freilich spielte unter den seßhaften Urbauern, die zu den Stammvätern der Indogermanen wurden, die Viehhaltung eine erhebliche Rolle. Dies geht aus der Grundbedeutung von lateinisch „pecunia", gotisch „faihu", angelsächsisch „feoh" hervor, die zugleich „Vieh" und „Vermögen, bewegliches Eigentum" bedeutet.

Darré betont, daß auch die Ochsenhaut als einer der altertümlichsten Schreibstoffe der Römer bezeugt sei. Dem Verfasser ist diese Tatsache neu, sie läßt aber auf der Spur der Forschungen Hermann Wirths urarktische Zusammenhänge mit Nordamerika vermuten, wo es indianische Chroniken gibt, in Bilderschrift auf Büffelhaut gemalt, so die „Wintercount" des „Lone Dog" („Einsamer Hund"), die spiralig von innen nach außen geschrieben ist.

Zwei Irrtümer will Darré ein für allemal zerstören, erstens den, die Germanen und ihre nordischen Vorväter hätten als feudale, kriegerische und weidmännische Oberschicht das Bauernhandwerk als niedrige Verrichtung unterworfenen Völkern übertragen, zweitens den, der Antrieb zu ihren vielfachen Wanderungen sei Raub- und Beutesucht gewesen, ähnlich etwa den Motiven der Hunneneinfälle, der Ungarnzüge und dem Vordringen Dschingis-Chans. Die Vorstöße der nordischen Rasse entspringen einzig und allein dem Siedlungshunger junger, kräftiger und sich stark vermehrender Völker, die nur eines brauchen, Raum für die Landlosen. Nur sie begeben sich auf die Wanderung, das Kernvolk ihrer Sippen bleibt in der Heimat. „Ver sacrum", der Weihefrühling der Jungmannschaft der Kimbern und Teutonen ist es,

der fürs erste die Römer friedlich um Siedlungsland bittet, genau wie Ariovist auf dem linken Rheinufer nur Raum für seine Sueven erhofft, und im Jahre 378 sind es die Goten, die von Kaiser Valens das gleiche fordern. Wenn je die Vorzeit unseres Volkes aus der Gegenwart und seine Gegenwart aus der Vorzeit zu begreifen ist, so in unseren Tagen des „Volkes ohne Raum".

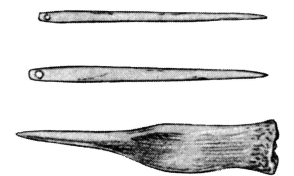
Mag man Hermann Wirth beistimmen, der mit seiner Ansicht das Dasein der nordischen Rasse um viele Jahrtausende zurückverlängert, bis in eine Zeit, wo sie noch jenseits des Atlantik als Träger der Thule-Kultur beheimatet war, oder mag man jenen Forschern recht geben, die behaupten, die nordische Rasse trete erst in dem eigentlich nordischen Lebensraum an den Gestaden der Ost- und Nordsee als Züchtungsergebnis der westlichen Vorrassen und als Ergebnis der harten Lebensbedingungen der frühen nacheiszeitlichen Epoche auf, soviel steht fest: Die Rasse unserer Ahnen, eben die nordische tritt von Anfang an mit Kulturbeweisen auf den Plan, die ihr einen gewaltigen Vorrang vor allen anderen sichern. Breit in den Schultern, schmal in den Hüften, mit hohem Halsansatz und leicht beweglichen Gelenken ausgestattet, vor allem aber mit einem hochstirnigen, weit nach hinten gewölbten, schmalgesichtigen Schädel, scheint sie schon rein äußerlich zu der Führerrolle bestimmt zu sein, die ihr das Schicksal vorbehielt. Für den Fall, daß sie sich erst in der mittleren Steinzeit herausgebildet haben sollte, stände für ihre Entstehung nur eine verhältnismäßig geringe Zeitspanne von wenigen Jahrtausenden zur Verfügung. Ob aber ihre Wiege im arktischen Nordamerika oder in dem ebenfalls noch arktischen Nordeuropa der frühen Nacheiszeit zu suchen ist, unter allen Umständen wuchs sie unter bittersten Lebensbedingungen heran. Nur Exemplare von härtester Körper- und Willensbeschaffenheit, von erheblicher leiblicher und geistiger Beweglichkeit konnten den Kampf mit jenem Dasein aufnehmen.

Die Sonnenarmut des Himmelsstriches vermochte wohl, da sie keinen Hautschutz durch dunkle Pigmentfärbung nötig machte, eine pigmentarme, das heißt blauäugige und blonde Menschengattung heranzubilden. Es sind die blonden, helläugigen, unter-

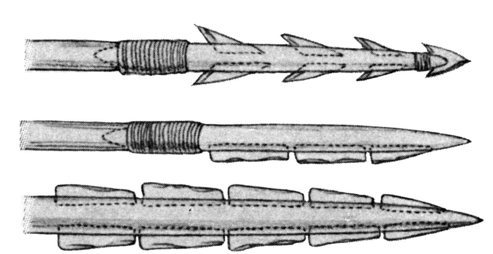
nehmenden und waffenfreudigen Völker, die in geschichtlicher, frühgeschichtlicher, ja schon vorgeschichtlicher Zeit immer wieder ferne Länder und Gestade erwanderten und „erfuhren", zum Teil sind sie heute noch als Führer und Herrenschicht in Fremdvölkern nachweisbar, in denen sie zahlenmäßig nur noch eine geringe Rolle spielen, zum Teil sind sie nur noch in der Gesittungsprägung entlegener Kulturen an den Spuren ihres Wirkens erkennbar. Im abendländischen Lebensraume aber sind sie, die nordischen Menschen, als die Träger der deutschen und englischen Geschichte, als die Stammrasse, aus der auch die Franken hervorgingen, die ja Frankreich ihren Namen gaben, als die Stammväter der Waräger, die Rußland erobernd und kolonisierend durchzogen, diejenige Menschengruppe, die im großen und ganzen der „Weltgeschichte" ihr Antlitz und ihr Gefüge verlieh.

So oder so ist bereits in der jüngsten Steinzeit die führende und gesittungsprägende Rasse Europas die nordische. Der altsteinzeitliche Mensch hatte sich aus dem Stadium des Wildbeuters und Sammlers, dessen Nahrung in Beeren, Früchten, Kräutern und gelegentlicher mehr zufällig als systematisch erlegter Jagdbeute besteht, zum Berufsjäger und Fischer entwickelt. Jene erste Daseinsform war durch das warme zum Teil tropische Klima, wie es die erste Hälfte der älteren Steinzeit beherrschte, begünstigt worden, die zweite durch das darauf folgende kühlere Steppenklima, das dem Menschen weite Jagdräume eröffnete.

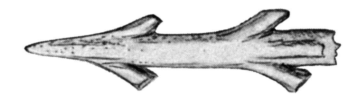
Das Tempo der Entwicklung schreitet in der mittleren Steinzeit nur langsam voran. In dem verhältnismäßig erheblichen Zeitraum von 8000 bis 3000 v. Chr. vollziehen sich eigentlich nur geringfügige Wandlungen. Überhaupt muß man sich immer wieder vor Augen halten, daß die üblichen Bezeichnungen vorgeschichtlicher Perioden Zeiträume von ganz ungleicher Länge bezeichnen, — und zwar verkürzen sie sich zusehends in dem Maße, in dem wir uns der Gegenwart nähern. Der erste Abschnitt der Altsteinzeit (Chelles, Acheul, Moustier), dessen Beginn sich bis jetzt jedem Datierungsversuch entzieht, umfaßt noch Jahrhunderttausende. Die herrschende Neandertalrasse verfügt zwar über einen gewaltigen Schädelinhalt. Aber die Masse des Gehirns tut es nicht, sondern seine Lagerung und Struktur. In dieser Be-



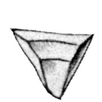
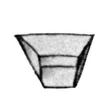
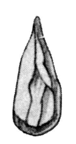
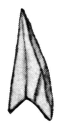
30. Knochennähnadeln und Pfriemen vom Rennerfels (Nach E. Peters und V. Toepfer)



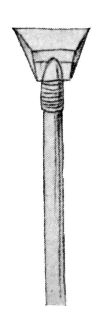
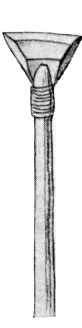
31. Mittelsteinzeitliche Harpunen

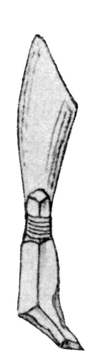


32. Knochenharpune. (Nach K. Gumpert)

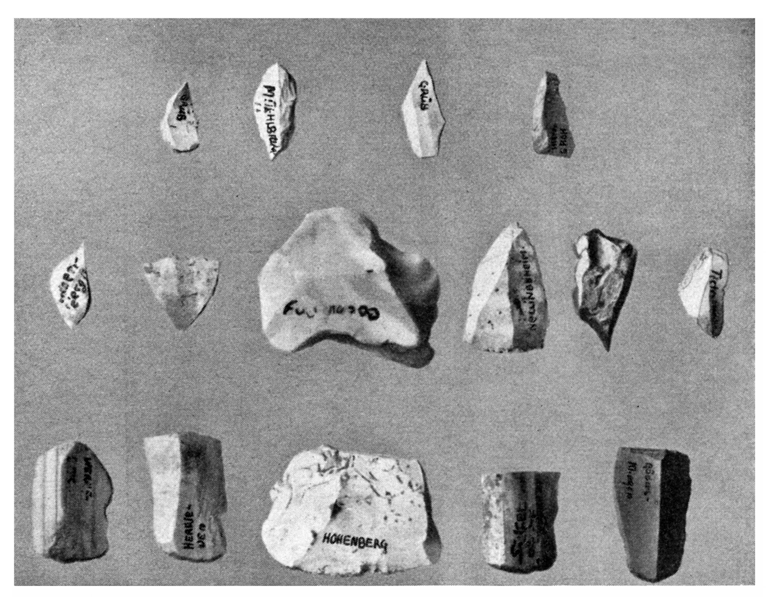






33. Mittelsteinzeitliches Kleingerät (Mittelfranken)

34. Dasselbe Kleingerät wie in Abb. 33 geschäftet und gebrauchsfertig

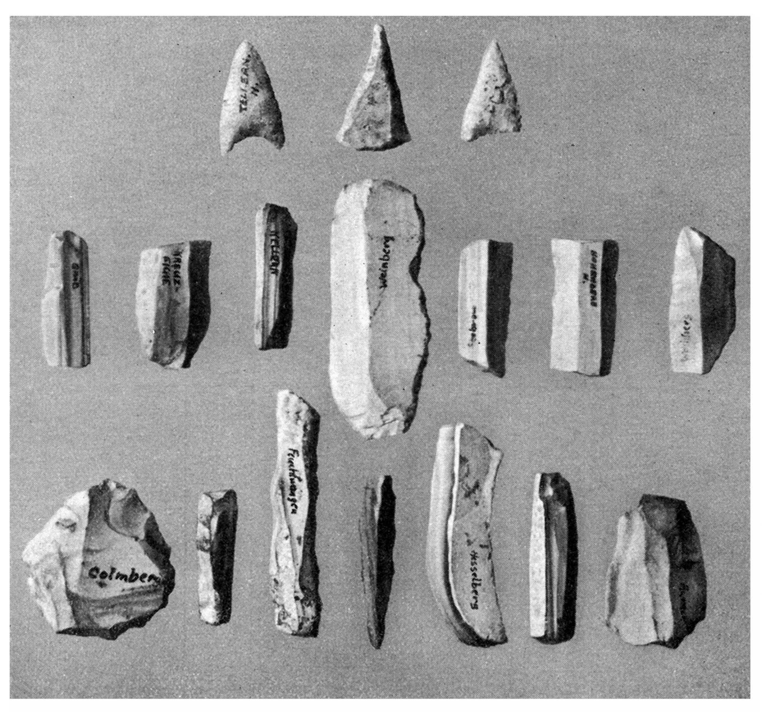


35. Mittelsteinzeitliche Geräte aus Mittelfranken. Spitzen, Schaber, Klingen und querschneidige Pfeilspitze (2. Reihe Nr. 2 von links)

ziehung steht der Neandertaler noch zu tief, um zu einem hurtigen Aufstieg befähigt zu sein.

Um 15000 v. Chr. etwa setzt der zweite Abschnitt der Altsteinzeit ein. Zwei Umstände fördern nunmehr das Tempo der Entfaltung. Erstens zwingt die letzte eintretende Hauptvereisung, die der letzten warmen Zwischeneiszeit folgt, zu viel schärferen und besonneneren Methoden im Kampf ums Dasein. Zweitens wird dieser Kampf von einer fähigeren und entschlosseneren Menschengattung geführt. Ein Rassenumbruch tritt ein, der nunmehr die Aurignac- und Cro-Magnonleute auf den Schauplatz führt.

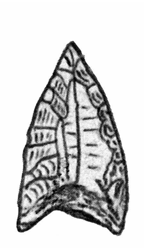
Mit dem Beginn der mittleren Steinzeit verlegt sich zudem der Schauplatz des Geschehens nach Nord- und Mitteleuropa. Aber wie der Norden, so steht auch Mitteldeutschland noch sichtlich unter dem Einfluß des Westens und, wie die französische Stufe der Mittelsteinzeit, das Tardenois, so zeigt auch die mitteldeutsche

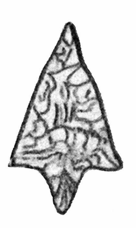


36. Neusteinzeitliche Werkzeuge aus Mittelfranken. Pfeilspitzen und Klingen. Untere Reihe Mitte: Bohrer

hauptsächlich Kleingerät und Kleinwaffen, so etwa in der Gegend um Ansbach. Hier fehlt zudem der Feuerstein der nördlichen Moränenlandschaft; als harter Werkstoff dienen die Halbedelsteine Chalzedon, Jaspis und Achat, die jede Entwicklung zur Großform verhindern. So verharrt der deutsche Süden auch bei Beginn der jüngeren Steinzeit bei den kleinen quer- und spitzschneidigen Pfeilspitzen, den Angelhaken und Bohrerchen, den Steinmesserchen und Widerhaken, die zum Besetzen und Spicken der Harpunen dienen (Abb. 30—36).

Von entscheidender Bedeutung sind auch die Abwandlungen des Klimas, die diese Epoche des Überganges kennzeichnen. Der kalten, schneereichen Witterung der zweiten Hälfte der Altstein-



37. Neusteinzeitliche Pfeilspitzen aus Ansbach

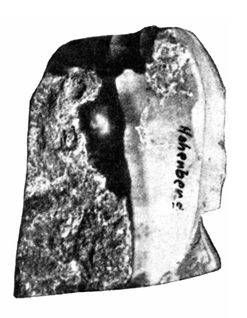
zeit folgt ein kühles Steppenklima, währenddessen an die Stelle der arktischen Großtiere: Mammut und wollhaariges Nashorn — Pferd und Renntier treten. Sodann beginnt während der mittleren Steinzeit eine feuchtkühle Wetterbeschaffenheit, die gewaltige Urwälder erzeugt, in denen Wisent und Ur, Hirsch und Elch der Tierwelt ihr Gepräge geben.

Die waldfreien Landstreifen an der Küste und die Lichtungen an den Ufern der Seen und Moore werden zu Siedlungsplätzen, und der Umstand, daß die Nachkommen jener Einwanderer, die dem zurückweichenden Eise gefolgt waren, für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende durch riesige Urwälder nach Süden hin abgeriegelt waren, mag durch den so geschaffenen Abschluß zu ihrer besonderen rassischen Sonderentwicklung beigetragen haben.

Um 5000 v. Chr. beginnen unter wärmerer Sonnenbestrahlung die bis dahin gewaltig angewachsenen Moore auszutrocknen oder mindestens in ihrem Umfang zu verharren. Die Wälder lichten sich und machen unter einem gemäßigten Himmelsstrich der Steppenlandschaft Platz, die dem Jäger ebenso günstige Bedingungen bietet wie dem Ackerbauer. So wirken Rassenschicksal und Klimawandel zusammen, um ein bis dahin ungeahntes Tempo in der Entwicklung der Gesittung zu ermöglichen.

Um das Jahr 2000 v. Chr. endlich, mit dem Einsetzen der Bronzezeit, ist dem mittel- und nordeuropäischen Lebensraum ein Klima beschieden, das weder vorher noch nachher je günstiger gewesen ist. Warm und trocken ziehen die Sommer über das Land, die Winter kühl und mäßig feucht. Die Durchschnittstemperatur liegt zwei Grad über der heutigen.

Erst Ende der Bronzezeit, 750 v. Chr., sinkt sie wieder, die Feuchtigkeit nimmt zu. Neue Moore bilden sich, und der Klimazustand, den wir heute noch kennen, setzt sich durch (Abb. 37 und 38).



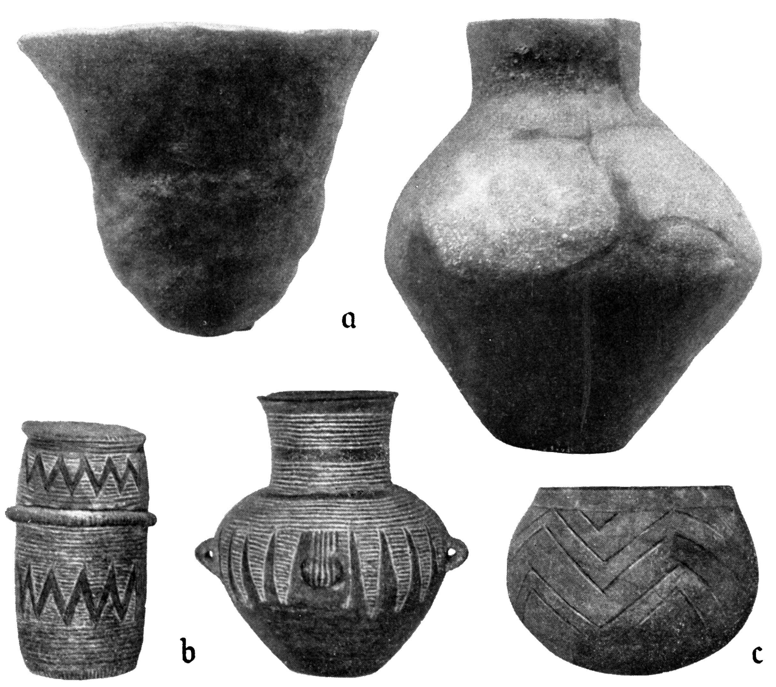
38. Nucleus. Werkstück und Kern, von dem die Klingenspäne abgeschlagen wurden

Zwar treten uns unsere Landsleute der mittleren Steinzeit, jene See- und Mooranwohner, auch noch als Fischer und Jäger entgegen. Aber sobald mit endgültigem Abschluß der Abschmelzperiode und der zunehmenden Verfestigung des austrocknenden Geländes der nordische Mensch, der Vorgermane festen Grund und Boden unter den Füßen hat, beginnt er allmählich mit dessen Bearbeitung. Erst lockert er ihn mit einem Hakenstock, einer Hirschhornhacke oder einem holzgeschäfteten Steinwerkzeug auf, dann geht er zu dem Hakenpflug über. Hirse und Gerste sind die Getreidearten, die zuerst angebaut werden. Es wurde versucht zu zeigen, von wie grundsätzlicher Bedeutung es ist, daß Pferd und Schwein als Haustiere von unseren nordischen Altvordern gezüchtet wurden, ohne daß diese dazu fremder Anregung bedurft hätten. Das wichtigste landwirtschaftliche Gerät, Symbol des Bauerntums schlechthin, ist der Pflug. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß man fürs erste seine Herkunft dem Orient zuschrieb. In Babylon sollte er zuhause sein. Da ist es bezeichnend, daß es ein Mann vom Bau, ein Landwirtschaftslehrer war, Baumgart mit Namen, der zuerst die Bodenständigkeit der Pflugwirtschaft in Mitteleuropa verfocht und sich dagegen wandte, daß die Germanen um Christi Geburt nur den primitiven Hackbau getrieben hätten. Eine Felszeichnung von Bohuslän, die ungefähr dem Jahr 1500 vor Chr. entstammen muß, zeigt einen Pflug mit zwei Zugochsen unter einem Doppeljoch. In Walle bei Aurich wurde jedoch ein Hakenpflug von weit ehrwürdigerem Alter unter einer 90 cm tiefen Torfschicht gefunden. Das Stück ist aus Eichenholz gefertigt und zwar so, daß Ast- und Stammholz in ihrer Verwachsenheit die Grundform geliefert hatten. Der Pflugbaum war drei Meter lang, die Pflugschar 60 cm. Bei diesem Umfang

und Gewicht war an menschliche Zugkraft gar nicht zu denken, sondern nur an tierische, an Pflugochsen. Die Fundumstände erweisen, daß es sich um ein jungsteinzeitliches Gerät handelt.

Nach Jakob Friesen („Einführung in Niedersachsens Urgeschichte") ist genau derselbe Pflug in etwas späterer Zeit auf einem Eimer aus Certosa bei Bologna und ein zweites Mal auf einer griechischen Vase zu sehen. In beiden Fällen handelt es sich um wesentlich jüngere Darstellungen, so daß der Einfluß vom Norden ausgegangen sein muß. Dazu stimmt, daß noch der frühgriechische Dichter Hesiod den aus Eichenholz hergestellten Pflug kennt. Es soll nicht bestritten werden, daß auch Nomadenvölker, herumziehende Hirtenschwärme, die in einem bestimmten Bezirk von Zeit zu Zeit ihre Weideplätze wechseln, gewisse Gesittungsformen ausbilden können und in einzelnen Zweigen des Handwerks es zu achtbaren Leistungen bringen. So steht die Teppichweberei der zentralasiatischen Turkmenen und Afghanen bis heute unerreicht da. Aber ein fester Lebensrahmen, dessen Umriß und Inhalt sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, eine Daseinsform, die zugleich Festigkeit und Fähigkeit zur Entwicklung verbürgt, ist nur möglich auf dem Boden bäuerlichen Daseins. Menschen gleichen Blutes und gleicher Herkunft, verwurzelt mit dem Boden, der ihnen Nahrung spendet, nur solche Menschen sind fähig, zu Trägern großer, dauerhafter, staatlicher Gemeinschaften, zu Trägern gewerblicher, künstlerischer und gedanklicher Fähigkeiten zu werden, die späterhin weit über die Grenzen ihres eigenen Volkstums hinausfluten können. Das lateinische Wörterbuch von K. E. Georges gibt an: cultura = Bearbeitung, Abwartung, Besorgung, Pflege — agri, vitis, d. h. des Ackers, des Weinberges; cultus = Verehrung, Anbetung, Pflege, Weihe. In der vorhandenen Verschmelzung der Deutungen in dem Fremdwort „Kultur" besagen diese Begriffe eine Pflege der menschlichen Daseinsformen auf den Grundlagen bäuerlichen Wesens und religiöser Weihe.

Auch eine Erfindung wie die Töpferei ist nur auf der Grundlage einer seßhaften d. h. einer bäuerlichen Existenz auszugestalten, mag sie im Norden auch in ihren ersten schüchternen Versuchen bereits bei den Austernfischern der mittleren Steinzeit anzutreffen



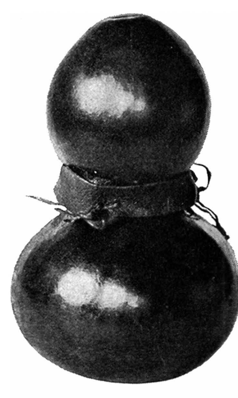


39. a Michelsberger Keramik (Lederstil). Westliche Herkunft

b Schnurkeramik (Thüringen)

c Bandkeramik (hauptsächlich Donauland)

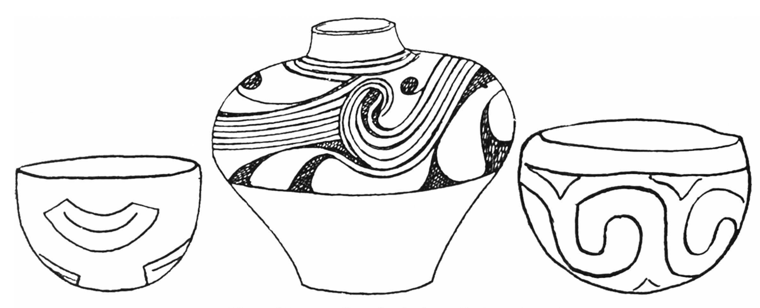
d Nordische Tiefstichkeramik (Westfalen)



40. Flaschenkürbis

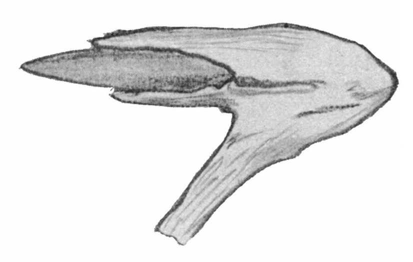
sein. Bestimmt ging der Herstellung von Töpfen im nordischen Lebensraum bereits diejenige von Korbwaren voraus. Aus Binsen, Stroh und Weidenruten wird man Gefäße geflochten haben, zum Transport und zur Aufbewahrung von Beeren, Samen, Früchten und Fischen. Hatte man etwa die Beobachtung gemacht, daß auf lehmigem Grund und Boden nach einem Regenfall das Wasser in Mulden und Vertiefungen stehen blieb, so lag der Gedanke nahe, diese Körbe mit Lehm innen auszuschmieren, um sie auch zur Aufnahme von Flüssigkeiten geeignet zu machen. Die nächste Stufe war diejenige, das Gefäß selbst ohne Korbhülle mit der Hand aus Ton zu formen. Weil aber die Erinnerung an die geflochtene Außenseite noch vorhanden war, so versah man die Oberfläche des Gefäßes mit tief eingeritzten Ornamenten, die im Stil die Flechtmotive nachahmten. Um sie dem Auge gefälliger und deutlicher sichtbar werden zu lassen, füllte man die so entstandenen Vertiefungen mit einer Kalkmasse. Auf diese Weise entstand die nordische Tiefstichkeramik. Weiter nach Süden hin, im Gebiete des heutigen Thüringen umlegte man den noch feuchten Ton der Außenfläche mit Schnüren und schuf so den Stil der Schnurkeramik. In Westeuropa hingegen scheinen die ältesten Gefäße ihrer Formgebung gemäß aus Leder hergestellt worden zu sein (Abb. 39). In Nordafrika und Vorderasien wird das Wasser aus den Zisternen heute noch mit Lederschläuchen geschöpft, und die biblische Weisheit, es sei nicht gut, alten Wein in neue Schläuche zu fassen, und neuen Wein in alte Schläuche, weist auf dieselbe Verwendung hin. Überdies werden bis in die Gegenwart hinein die Fährboote, die den Verkehr auf Euphrat und Tigris zu bewerkstelligen haben, aus aufgeblasenen Tierbälgen hergestellt.

Die Keramik des Donaugebietes schließlich ging von einem naturgegebenen Gefäße aus, von dem Kürbis, vor allem von dem Flaschenkürbis (Abb. 40). Im Gegensatz zu unserem gewöhnlichen Gartenkürbis hat seine Schale die Eigenschaft, zu erheblicher Härte



41. Bandkeramik. Stil des Donaulandes

und Dauerhaftigkeit auszutrocknen. Beläßt man ihn in seiner Grundgestalt, so ist er die naturgegebene Flasche, schneidet man den Kopf ab, so hat man die Karaffe vor sich, trennt man ihn der Länge nach in zwei Teile, so bekommt man zwei Löffel oder Schöpfkellen, und löst man den unteren Teil ab, so steht der halbkugelförmige Napf vor einem. Diese Formen also beherrschen den jungsteinzeitlichen Kulturkreis des Donaugebietes (Abb. 41). Da aber der Süden immer schon sich durch eine gewisse Farbenfreudigkeit auszeichnete, so gaben sich die Donauleute nicht damit zufrieden, die Außenfläche dieser Gefäße mit der gelblichen Naturfarbe des Kürbisses zu schmücken, sondern sie brachten außerdem breite Bandverzierungen in Spiralornamenten an, die sich um die bauchigen Außenwände der Gefäße herumziehen. Schon daß es eine „Schnurkeramik" gibt, beweist uns, daß das Flechten von Schnüren bereits bekannt war, man verstand sich aber auch schon darauf, Gewebe herzustellen. Beweise der jungsteinzeitlichen Weberei verdanken wir den konservierenden Eigenschaften der Moore, die alles, was in ihnen versank, zwar tiefschwarz färbten, aber bis auf unsere Tage erhielten. Ebenso wie wir ihnen auch die Kenntnis der jungsteinzeitlichen Getreidearten verdanken. Ge-



42. Steinbeil mit abgebrochenem Holzschaft (Nach H. Goßler, Jahresschrift für die Vorgeschichte Sachsens, 1902)

legentlich wurde aus ihrer Tiefe auch ein Holzgerät ans Licht gehoben, ein eschener Schaft, ein Axtgriff aus Lindenholz, im allgemeinen wissen wir aber über die Holzbearbeitung jener Epoche herzlich wenig (Abb. 42). Sie heißt Steinzeit, wenn auch die jüngere, aber in der Bearbeitung des Steines bekundet sie nicht nur eine Fortführung und Verfeinerung der altsteinzeitlichen Technik, sondern auch ein ganz neues Verfahren. Die prachtvollen norddeutschen und skandinavischen Spitzen und Dolche aus Feuerstein weisen zwar sichtlich die Ausgestaltung einer Bearbeitung auf, wie sie in der französischen Solutrézeit üblich war, selbst Sicheln mit haarscharfer Schneide, ein weiterer Beweis ackerbaulicher Tätigkeit, werden aus Stein geschlagen. Aber Äxte und Beile zeigen einen vollständig neuen Stil (Abb. 43—47). Mit den Faustkeilformen der frühen Altsteinzeit haben sie gar nichts gemein. In der zweiten Hälfte der Altsteinzeit tritt das Beil sowieso völlig zurück. Nunmehr aber beherrscht es in den verschiedensten Größen und Ausdrucksformen die gesamte Steinbearbeitung. Die Schneide wird nicht nur zubehauen, sondern poliert und



43. Steinmeißel (Rügen)

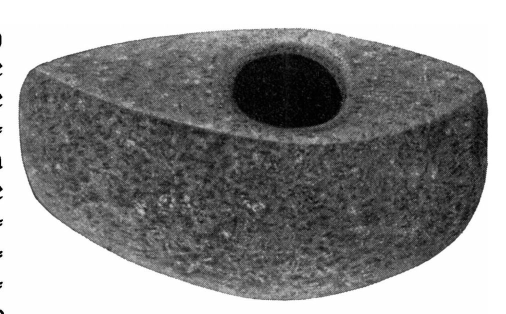


44. Lanzenspitze (Hiddensee)

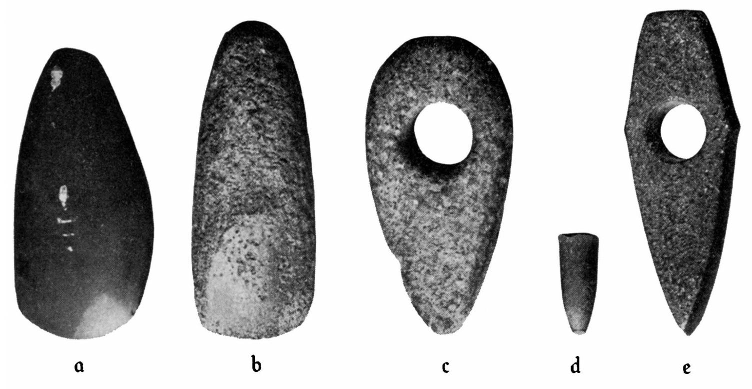


45. Dünneckiges Feuersteinbeil mit geschliffener Schneide. Neolithikum von Rügen. (Original im Geologischen Institut Leipzig. Phot. Lück)

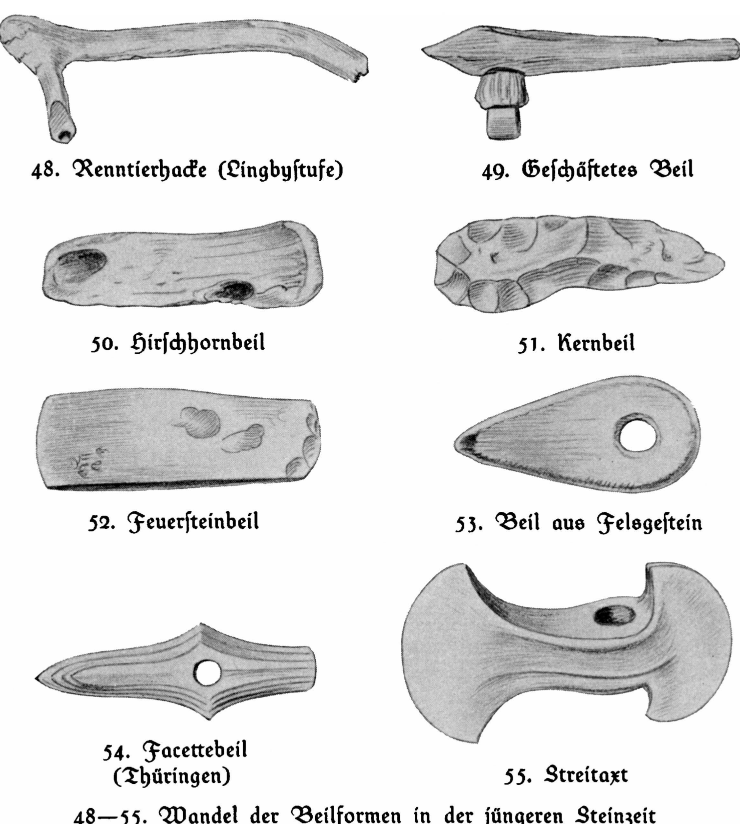
diese Politur ergreift nach und nach das gesamte Werkstück. Die Mitte wird durchbohrt zur Aufnahme eines hölzernen Stieles. Formen, wie sie heute noch als Vorschlaghammer, als Schusterhammer, als Bergmannshaue im Gebrauch sind, werden bereits in der jüngeren Steinzeit geprägt. Als Material werden harte und härteste Steinsorten verwendet. Ja, viel später, als die Metallbearbeitung bereits im Schwange ist, wird das Schmuckbeil als Würdeabzeichen des Herrschers und Priesters geachtet, so die prachtvollen Prunkbeile aus Lapislazuli, die Schliemann in Troja II entdeckt hat. Miölnir, der Hammer Thors, des nordischen Gottes, ist zugleich das Zeichen seiner strafenden und den bäuerlichen Menschen schützenden Gewalt über die trotzigen Naturmächte, die Thursen oder Riesen. Mit seinem Hammer weiht Thor die Verträge, besonders den Ehebund. Die Wortverwandtschaft des



46. Durchbohrtes Steinbeil aus Felsgestein. (Feuerstein läßt sich nicht bohren — splittert)



47. a Poliertes spitznackiges Handbeil aus Grünstein, Eifel. b Walzenbeil vom Stolpgraben. c Beil, Rügen. d Bohrzapfen. e Poliertes Beil mit fünfeckigem Längsschnitt ($^{1}/_{3}$ Gr.). (Im Besitz des Verfassers)



48. Renntierhacke (Lingbystufe)
49. Geschäftetes Beil
50. Hirschhornbeil
51. Kernbeil
52. Feuersteinbeil
53. Beil aus Felsgestein
54. Facettebeil (Thüringen)
55. Streitaxt

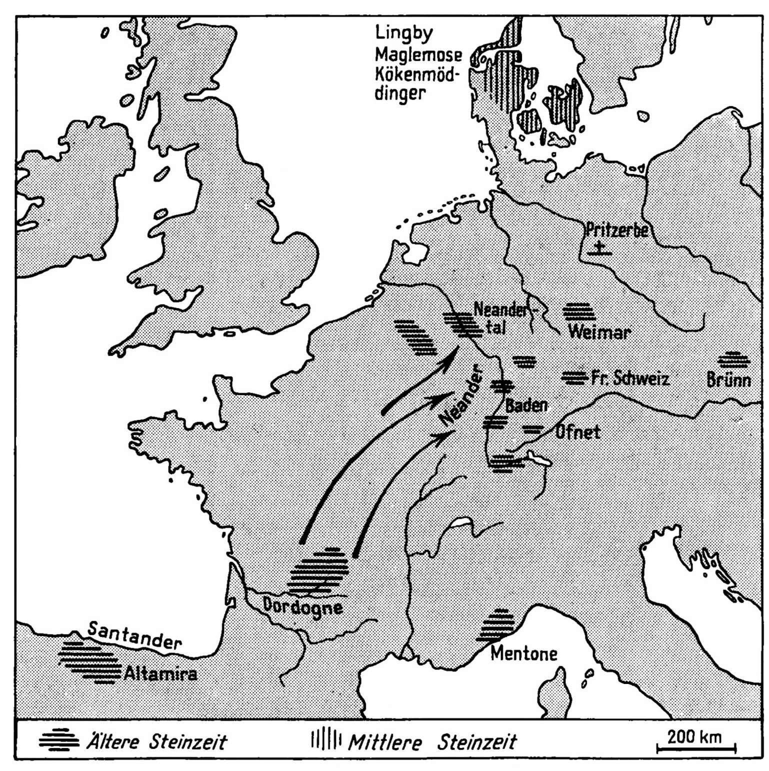
48—55. Wandel der Beilformen in der jüngeren Steinzeit

lateinischen saxum mit Sachs, dem zweischneidigen, messerartigen Schwert, das im frühen Mittelalter von den Deutschen noch als Waffe benutzt wurde, und mit dem Skramasax, dem einschneidigen Kurzschwert der Franken, dem Saxnot der Sachsen, weist auf die Urbeziehung zwischen Stein und Waffe hin, die sich bis in späte Zeit im nordischen Bewußtsein erhalten hat (Abb. 48—55). Während Spinnen und Weben zweifellos Aufgabe der Frauen im Einzelhaushalt war, und gewiß auch die Töpferei, entsprechend den Bräuchen heutiger Naturvölker, in ihren Händen lag, erforderte die Arbeit des Herstellers von Steinwaffen und Steinwerkzeugen bereits die

ungeteilte Hingabe des zünftigen Handwerkers. Man hat so z. B. auf Rügen an einzelnen Fundstellen Dutzende von Steinbeilen ans Tageslicht gefördert, von denen die einen roh zubehauen, die anderen poliert, aber noch nicht durchbohrt, wieder andere völlig durchbohrt waren, sogenannte Steinschmieden. Der Name besteht zu Recht. Hier war die Werkstätte eines Arbeitsmannes, der seine Landsleute mit den nötigen Werkzeugen und Waffen versorgte. Hier wirkte der Steinschmied, der Schmied, der sich schon in ältester Zeit durch besonderes Wissen und Können von den übrigen abhob. Mag sein, daß ihn ursprünglich ein körperliches Gebrechen aus der waffenfähigen Gemeinschaft der Männer seines Stammes ausschied, in den ältesten Zeugnissen nordischen Schrifttums wird er immer geschildert als ein Einsamer, Mißgestalteter, von allen benötigt, von manchem gefürchtet. So haust Wieland der Schmied im Wolfstal, Wieland, dem König Nidhud die Sehnen zerschneiden ließ, um seiner Dienste gewiß zu sein. So treibt Mime, der Lehrmeister Siegfrieds, im einsamen Walde sein Wesen. In den Zusammenhang dieser nordischen Auffassung gehört auch Dädalus, der vielkundige Erbauer des Labyrinths, in dem ihn König Minos gefangen hielt, so ein kunstreicher Krüppel und Unhold ist auch Vulkan, der griechische Gott der Schmiede. Dem Schmied, dem ersten Handwerksmann, sind Dinge kund, die anderen verschlossen bleiben. Frobenius berichtet, daß bei den westafrikanischen Völkern im Nigergebiet der Schmied als Zauberer gesucht und gefürchtet ist, ja daß er dort auch Hebammendienste verrichtet.

In der Altsteinzeit ist noch von keinerlei Haustieren die Rede. Die Leute der mittleren Steinzeit kannten schon den Hund als Helfer und Jagdgefährten. Nunmehr tritt aber Rind und Schaf, Schwein und Pferd in den Dienst des Menschen, und wie er zum Viehzüchter wird, so auch zum Ackerbauer. Den schüchternen Versuchen des Körnerbaus, denen man schon Ende der Mittelsteinzeit begegnet, folgt nunmehr ein geregelter Landbau. Hirse, Gerste und Spelt gehen dem viel später folgenden Weizen und Roggen voran.

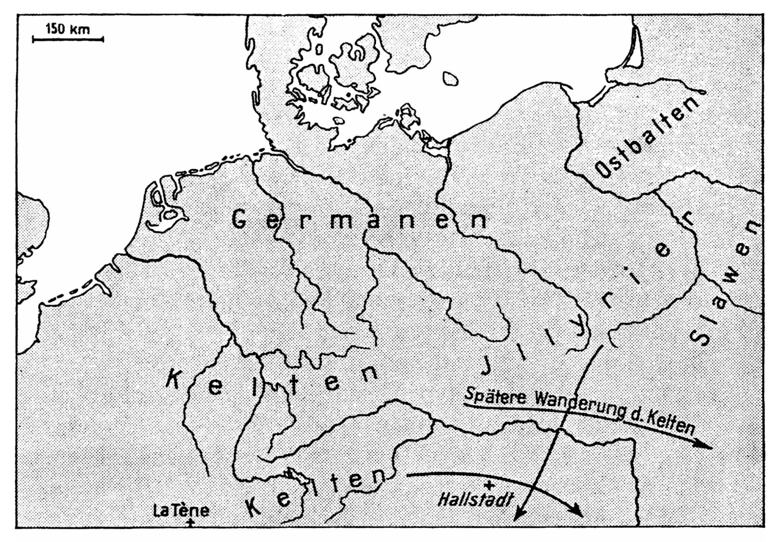
Die Menschen der westeuropäischen Altsteinzeit waren vorindogermanisch, in der mittel- und nordeuropäischen Mittelsteinzeit bildet sich der nordisch-fälische Bevölkerungstyp aus, den



56. Auftreten des Menschen in der Altsteinzeit

man als den Stammträger der abendländischen Grundrasse bezeichnen kann. Aus ihm schält sich wiederum in der Jungsteinzeit das Urvolk heraus, von dem die wander- und sprachgeschichtlichen Wellen ausgehen, die in weiträumigen, immer weitergesteckten Etappen erst die Mitte Europas, dann den Osten und Süden überfluten und schließlich weit in den Südosten Asiens bis nach Indien und Zentralasien vordringen.

Fürs erste sind die Stationen dieser fächerförmigen Ausbreitung an den Formen und Ornamenten der rasch und ungemein reich aufblühenden Töpferei zu erkennen. In Thüringen, jenem deutschen Kerngebiet, von dem ja auch im geschichtlichen Mittelalter



57. Mitteleuropa zur Bronzezeit

nachhaltige Ströme der Gesittung im künstlerischen und religiösen Leben ausgehen, ist bereits in der Eiszeit siedlungsfähiges Land. Hier treten nunmehr auch zuerst in größerer Menge Langschädel mit schmalen, hohen Gesichtern auf, die Hersteller jener Schnurkeramik, von der die Rede war. Zahlreiche Funde zeigen, daß sie in volkreichen Wanderzügen nach Nordwesten gewandert sind, wo sie auf die dalischen Nachkommen der Cro-Magnonleute stießen, deren Keramik, offenbar aus der Erinnerung an Ledergefäße hervorgegangen, ebenso auf südwestlichen Ursprung verweist wie ihre körperliche Erscheinung. Die beiden Rassengruppen scheinen sich erst allmählich näher gekommen zu sein und sich vermischt zu haben.

Ganz ähnlich verhielt es sich im Südwesten, wohin die Thüringer bis in das Schweizer Alpenland vorstießen.

Daselbst trafen sie auf die kurzköpfigen und breitgesichtigen Bandkeramiker, die als Pfahlbauern siedelten und ebenfalls dem Ackerbau nachgingen. Auf jeden Fall geht vom Norden und der Mitte Deutschlands zugleich eine Völkerverschiebung vor sich, die

sich bis nach Südrußland an die Küsten des Schwarzen Meeres erstreckt und deren Ausläufer sich noch in der frühgriechischen Gesittung Mykenes und Trojas verspüren lassen. Aus der schließlichen Verschmelzung zwischen den Eingesessenen mit den nordischen Einwanderern bildete sich im Südwesten die keltische Völkergruppe, deren Körpertyp heute noch eine erkennbare ostische Grundprägung verrät. Im Südosten ergab sich aus der Kreuzung eine neue Muttergruppe, die der Illyrier.

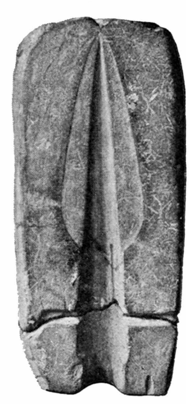
Besonders im Südosten scheinen die Nordleute auf lange Zeit hin trotz allem Neben- und Ineinander die Führer- und Herrenschicht geblieben zu sein, Richtung und Ziel der Wanderung und der Landnahme bestimmt zu haben.

Wir sind in den obenstehenden Ausführungen hauptsächlich den Forschungen Karl Schuchhardts gefolgt, der davon ausgeht, daß die weitverzweigten Wanderungen der langschädligen Thüringer Schnurkeramiker vor allem anhand der Verbreitung ihrer Töpfereierzeugnisse nachzuweisen sind. Daneben nennt er noch ein typisches Erzeugnis, das durchbohrte Beil, dessen Oberfläche im Facetteschliff bearbeitet ist (s. Abb. 54).

Aber gerade in der Steinbearbeitung und ebenso in der weiträumigen Verbreitung von Steinwaffen und -gerät sind ihnen die nordwärts wohnenden Megalithleute über. Schon die Errichtung der Großgräber, die auf die gewaltigen Steintische der Bretagne, die Dolmen zurückgeht, zeigt, wie sie mit dem Stein auch in ganz gewaltigen Ausmaßen umzugehen verstanden, wie sie gewaltige Felsplatten zu spalten und zu sprengen verstanden. Auf deutschem Boden besteht das Material dieser wuchtigen Denkmäler aus jenen Findlingsblöcken, die die Gletscher der Eiszeit nach ihrem Abschmelzen auf der Oberfläche des Bodens zurückließen. So ist es verständlich, daß im allgemeinen die Großgräber nur so weit nach Süden hin aufzufinden sind, als die Vereisung reichte. Viel weiter aber hat sich die nordische Steinwaffe verbreitet, Beil und Axt. Gerade in Dänemark, in Pommern und auf Rügen hat sich aus groben Anfängen ein Formenschatz entwickelt, der ebensoviel Sinn für die zweckhafte Herstellung des Geräts wie für seine formensichere und schöngeschwungene Linienführung verrät (s. Abb. 55 ff.).

4. Die Germanen der Bronzezeit

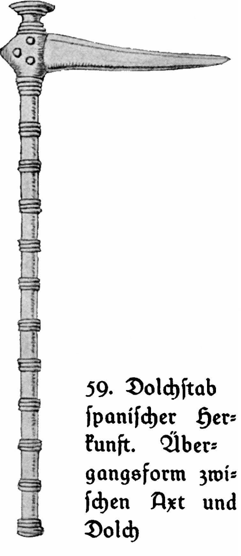
Gold und Kupfer gelten als die ältesten Metalle, die der Mensch in seinen Gebrauch nahm, an erster Stelle das Gold, das ja gelegentlich gediegen an der Erdoberfläche vorkommt und durch seinen Schimmer und sein Gewicht die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Es ließ sich leicht zu Schmuckstücken verarbeiten, aber bald zeigte sich, daß es wegen seiner Weichheit und Seltenheit als Nutzmetall nicht in Frage kommen konnte. Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem Kupfer, das freilich den Vorzug hatte, häufiger vorzukommen, das sich auch durch Hämmern dichten und härten ließ. Aber erst als man es mit einem Zusatz von Zinn versah, erhielt man in der Bronze einen Werkstoff, der eineinhalb Jahrtausende die Führung in der technischen Entwicklung behalten sollte. Die Bronze hat den Vorzug, in einer glatten Gußhaut die Gußform ziemlich lückenlos auszufüllen. Sie läßt sich schmieden und treiben, wird aber im Gegensatz zum Eisen, das ja durch Glühen und Ablöschen zu Stahl gehärtet wird, durch dieses Verfahren nicht widerstandsfähiger, sondern nachgiebiger. Älteste kulturgeschichtliche Schriftdenkmäler zeigen noch deutlich die Vorherrschaft dieses Werkmetalls, so die Ilias, die Odyssee, die fünf Bücher Mose, in denen sämtlich die Bronze um ein Vielfaches häufiger erwähnt wird als das Eisen. Es ist merkwürdig, daß die Bronzezeit sowohl in Amerika, wie in der Alten Welt ihre Herrschaft in Ländern antrat, die sich gewisser naturgegebener Vorzüge erfreuen. Entweder haben die heimischen Bodenschätze die Förderung der vorhandenen Metalle in reichem Maße gestattet, oder das Land brachte die entsprechenden Gegenwerte hervor, die gegen Kupfer oder Zinn, oder falls beide nicht vorhanden waren, gegen Bronze eingetauscht werden



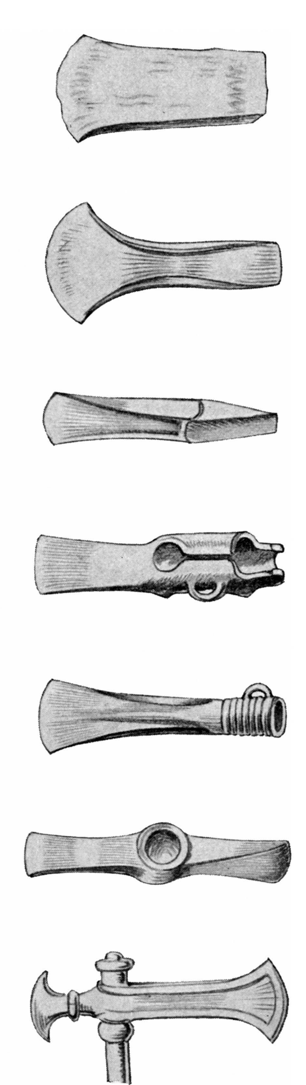
58. Lanzenspitzengußform

konnten. Es leuchtet ohne weiteres ein, wie vielfach Handel und Verkehr und mannigfaltige Kulturerscheinungen durch die Einführung des neuen Werkstoffes gedeihen mußten. Ja Professor Hoernes betont nicht mit Unrecht, daß jene Völker, die der Bronzezeit teilhaftig geworden sind, eine Art Kulturadel darstellen.

Wenn der Mensch ein neues technisches Verfahren übernimmt, so geht er keineswegs alsbald zu den einfachsten zweckhaften Formen über, sondern er behält fürs erste noch diejenigen bei, an die er schlechthin gewöhnt ist. Die ersten Automobile z. B. waren keineswegs die einfachsten, sondern, in ihrem Aufbau dem hochgestelligen Landauer nachgebildet, widersprachen sie fürs erste durchaus den Forderungen des motorisierten Verkehrs. Erst im Laufe ungezählter Versuche und Mißerfolge gelangte man zu dem niedrigen schnittigen Rahmenbau und endlich zu der Stromlinienform des modernen Autos, und dieses sieht in seinem Äußeren bedeutend glatter, einfacher und geschlossener aus, als die ersten Benz- und Daimlerwagen der neunziger Jahre. Ähnlich ging es zu, als der Mensch die Bronze zu seinem Werkstoff in Gebrauch nahm (Abb. 59). Zwar hatte er in Hammer- und Axtformen den Stein bereits so meisterhaft zu beherrschen gelernt, daß die Grundtypen der Schmiede- und Handwerkshämmer von jener Zeit ab bis heute beibehalten werden konnten, aber der Stein ließ sich natürlich nicht annähernd in derselben Vielfältigkeit zu Schmuck und Gebrauchswerkzeugen bearbeiten, wie das Metall. Die ersten Kupfer- und Bronzeschmiede fertigen also Waffen- und Gerätformen an, die als solche noch in die Steinzeit verweisen (Abb. 60). Das Beil tritt uns zuerst als grobes, verhältnismäßig dickes Flachbeil entgegen, noch ohne besondere Vorrichtung zur Aufnahme des Schaftes versehen. Aber bald entwickelt sich aus ihm das Randleistenbeil, dessen nach innen greifende Lappenzungen


59. Dolchstab spanischer Herkunft. Übergangsform zwischen Axt und Dolch

den Holzschaft umklammern. Noch praktischer gestaltet sich die Verbindung mit dem Holzgriff nach der Erfindung des Absatzbeiles, in dessen Hohlkehlen der hölzerne Zuschnitt des Griffes einhakt. Der sogenannte Lappenkelt umklammert den Schaft mit festem geschlossenen Griff, das Tüllenbeil schließlich nimmt ihn in einem spitz zulaufenden Hohlraum auf. Die Doppelaxt endlich mit gleichlaufender oder zwiefacher Schneidenstellung ist als Bergmannshaue und Picke in ihrer Formgebung bis heute noch im Gebrauch. Während aber die jüngere Steinzeit in der Gestaltung der Äxte und Beile an Stelle der altsteinzeitlichen Faustkeile etwas ganz Neues setzt, zeigt der Übergang der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit zwar deutlich, wie die Formen geschmeidiger, dünner, eleganter werden, wie sie zu einer steigenden Mannigfaltigkeit des Gebrauches führen, immerhin aber bleibt das Beil Beil, die Axt Axt (Abb. 61). Ganz anders verhält es sich mit den Hieb- und Stoßwaffen. Schon ausgangs der Steinzeit wird der nordische Steinschmied als Hersteller von Dolchklingen, Lanzenspitzen und Pfeilspitzen unerreichter Meister. Die Bronze nimmt unter seinen Händen Formen an, die ihr weit über das Ursprungsland hinaus Eingang bis in fernste Gebiete verschafften (Abb. 62—65). Die ersten kupfernen und bronzenen Kurzschwerter, massiv, kurz und stumpig gearbeitet, sind noch ganz aus den Möglichkeiten der Steintechnik zu erklären (s. Abb. 62 a und b).



60. Wandel der Axt- und Beilformen in der Bronzezeit



61. Bronzeaxt aus Ungarn. (Im Besitz des Verfassers)

a b c d e

62. a, b Kurzschwerter. c Bronzedolchklinge (Österreich). d Sichel, Plattensee (Pfahlbau). e Lanzenspitze. (c, d im Besitz des Verfassers)

(Abb. 39 a, b, 62 a, b, e, 63, 64, 66, 67, 79, 80, 116, 123 bis 126, 147, 148, 158 aus dem Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin)

Bald aber zeigt sich, daß die Bronze eine Verlängerung der Waffe gestattet, deren Ergebnis das nordische Schwert mit stark hervortretender Mittelrippe, beiderseitig leichtgeschweifter Klinge, elegantem und gefälligem Zuschnitt ist (Abb. 63). Fürs erste wird die Griffzunge noch mit einem hölzernen Handgriff vernietet und befestigt. Bald aber fertigt der Waffenschmied den Griff aus dem gleichen leuchtenden Metall, versieht ihn mit Schmuckknöpfen und Spiralen, und es entsteht über die prunkhafte Hallstattperiode und die Latènezeit hinaus ein Schmuckverfahren, das sich an den Schwertgriffen immer reicher und künstlerischer betätigt (Abb. 64 und 65). Wie das Tüllenbeil, so nimmt nun auch die Lanzenspitze den eschenen Schaft in einen sich konisch verjüngenden Hohlraum auf.

Der Halsschutz unseres heutigen studentischen Paukanten geht in seinen Vorläufern bereits auf die Halsberge der bronzezeitlichen Urgermanen zurück. Sie dient zugleich als Schmuck und Schutz, und ihre Ornamentik verrät Vorformen, die in gewebtem und geflochtenem Zeug bestanden haben müssen (Abb. 66 und 67). Konzentrische Kreise, sogenannte Sonnenkreise, vor allem aber Spiralmotive kehren als Verzierung immer wieder. Bronze- oder Golddraht wird von innen heraus spiralig aufgewickelt und greift auf dem anschließenden Feld, von außen nach innen führend, zu einer zweiten Spirale über; bleibt es dabei, so entsteht die sogenannte Brillenspirale; sonst wird das Motiv jedoch mäanderartig in laufenden Bändern weitergeführt, wie auf den prachtvollen Gürtelscheiben der Frauen.

Wir haben über die Web- und Spinntechnik der Bronzezeit nicht nur die indirekten Beweise der Schmuckmotive, sondern auch direkte Funde in Händen, Moorfunde, welche die Gewebe zwar entfärbt und geschwärzt, aber in ihrer Struktur zum Teil unversehrt erhalten zeigen. Wir wissen sehr genau, wie die Urgermanen der Bronzezeit gekleidet waren (s. Abb. 68—71). Der Mann trug eine

63. Nordisches Langschwert



64. Schwertgriffe in ihrer Formentwicklung

halbrunde Kappe, Kittel und Beinkleid, war mit Schwert und Dolch umgürtet, mit Lanze und Schild gewaffnet. Die Frau war mit kurzärmliger Bluse und Rock ausgestattet. Wie der Mann trug sie breite, häufig spiralige Armbänder als Schmuck, am Gürtel hing außer dem Dolch die Schmuckdose, deren Inhalt zum Tauschhandel verwendet werden konnte. In dieser Beziehung verdient auch Erwähnung, daß sich unter den Grabbeigaben nicht selten aufgewickelte Drahtrollen befinden, in den meisten Fällen aus Bronze, wenn es sich um Führer und Vornehme handelt, aus Gold. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß dieser Draht als Zahlungsmittel gebraucht und je nach Bedarf stückweise abgeschnitten wurde. Und die heute noch volkläufige Redewendung:

65. Schwertgriff (Germanisches Museum, Nürnberg)



66. Halskragen
(Gotland, Schweden)



67. Gürtelscheibe (Tommarp, Österreich)

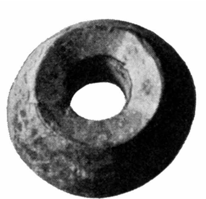


68. Wollkleidung und Gürtel eines Mädchens
(Nach Thomsen, Ztschr. „Abögang")

„er hat keinen Draht mehr", scheint bis auf jene Zeit zurückzugehen; die Sitte, den Toten nicht nur mit Trank und Nahrung, mit Waffen und Gerät, sondern auch mit Geld und Geldeswert auszustatten, ist sehr weit verbreitet, und auch der antike Grieche legte dem verstorbenen Angehörigen ein Geldstück unter die Zunge, den Obulus, damit er Charon, den Fährmann, bei der Überfahrt über den Styx vor dem Einzug in die Unterwelt bezahlen konnte.

Nördlich vom Kreise Hadersleben, in Egtved, wurde unlängst ein seltsamer Glücksfund gemacht. Aus einem Grabhügel, den die Erbauer vorsorglich mit dichten Schichten feuchter mooriger

Wiesenerde überwölbt hatten, wurde ein wuchtiger eichener Baumsarg zutage gefördert. Die Gerbsäure des Eichenholzes und die konservierenden Säuren des Moors hatten das ihre getan, die Leiche, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen „mit Haut und Haaren" zu erhalten, wenn auch das Fleisch im Laufe der etwa 3500 Jahre vergangen ist. Eine Rinderhaut, auf der Oberseite doppeltgelegt, hatte ursprünglich den Leichnam umhüllt, der vor den erstaunten Entdeckern mit unversehrten Kopfhaaren, Finger- und Fußnägeln dalag. Es war ein blondes und schlankes Mädchen, offenbar die Tochter vornehmer Leute. Auch die Kleidungsstücke, zwar derber im Stoff als die heutigen, aber in ihrem Zuschnitt kaum wesentlich anders, sind ausgezeichnet erhalten. Jäckchen und Röckchen, beide kurz und flott, bestehen aus Wolle, der Rock war aus Schnüren verfertigt, doppelt um den schlanken Leib gelegt und vorne gebunden. Den Übergang zwischen Rock und Bluse bildete ein etwa handbreiter, wollgewebter Gürtel, der mit Quasten versehen war. Ein mit Spiralornamenten verziertes großes Schmuckstück trug das Mädchen vorn über dem Gürtel als Abschluß des Jäckchens. Außerdem entdeckte man in dem Sarge Ohrringe, Arm- und Halsbänder, die ebenfalls aus Bronze waren. Erfährt man überdies, daß jenes Mädchen als Haarschnitt den Bubikopf trug und offenbar





69. Spinnwirtel, Böhmen



70. Spinnwirtel, Schloßberg bei Burg im Spreewald

(Im Besitz des Verfassers)



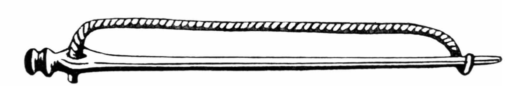
71. Männertracht der Bronzezeit

(Nach Sophus Müller)

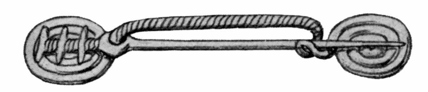
sorgsame Nagelpflege getrieben hatte, so entsteht vor unseren Augen ein frühgermanisches Modebild der Frau, das selbst das Wunschbild der Freunde nordischen Menschentums übertrifft, ja das diesen beinahe zu kokett erscheinen möchte. Auf jeden Fall ist es aber geeignet, die törichte Vorstellung, die Germanen wären noch zur Zeit des Tazitus, d. h. also 1500 Jahre später, halbnackt und nur lose in Tierfelle gehüllt, durch die Wälder gestreift, von Grund aus zu zerstören (Abb. 71). In der kühlen Jahreszeit wurde überdies ein Mantel getragen, der als loser Überwurf um die Schultern gelegt wurde und ursprünglich auf der Brust mit einer einfachen Bronzenadel zusammengesteckt wurde. Diese Nadel hat ihre Geschichte (Abb. 72—77). Fürs erste war ihr Kopfende spiralig eingewickelt und mit einem um die Spitze geschlungenen Faden am Gewand befestigt, so daß sie nicht herausgleiten konnte. Bereits in der frühen Bronzezeit wurde der Faden durch einen Bronzedraht ersetzt, in dessen umgeschlagenes Ende die Spitze eingelegt werden konnte, so daß die erste Sicherheitsnadel entstand. In der mittleren Bronzezeit werden beide Enden dieser Gewandhafte zu einer Spiralschmuckscheibe ausgestaltet, aus der späterhin die sogenannte Brillenfibel sich entwickelte. In der Latènezeit, die bereits das Eisen verwendet, zeigt sich ein weiterer Fortschritt der Gewandhafte. Die Methode, das Kopfende der Nadel durch spiralige Wicklung mit einer Federung zu versehen, stammt allerdings aus dem Süden und tritt uns zuerst in Mykene entgegen. Schon ausgangs der Bronzezeit dient die Gewandnadel weit mehr zum Schmuck als zu ihrer ursprünglichen Befestigungsbestimmung. So besonders in der Hallstattperiode, deren



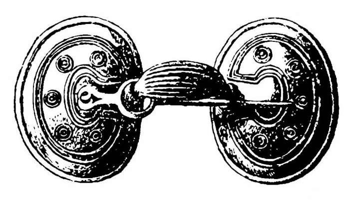
72. Durchbohrte Nadel



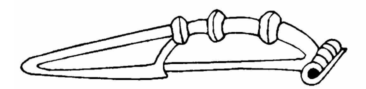
73. Älteste Sicherheitsnadel (Germanisch)



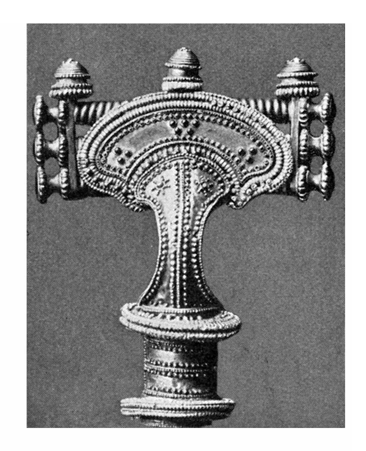
74. Spiralfibel



75. Brillenfibel
(Späte Bronzezeit)



76. Latènezeit.
Sicherheitsnadel mit Federung



77. Goldfibel. Aus einem Fürstengrab von Sakrau bei Breslau (4. Jahrh.)

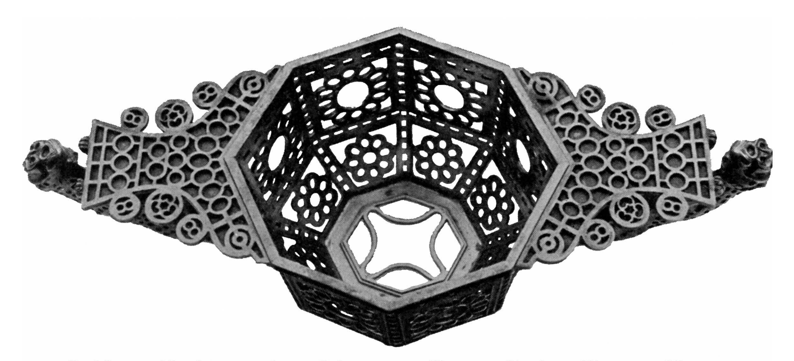
Träger nicht die Germanen, sondern Kelten und Illyrier waren, und die hauptsächlich im Süden und Südwesten Deutschlands und in Österreich auftraten. Es sind die Latène-Kelten, in denen damals ein hemmungsloser Eroberungs- und Wandertrieb erwacht. Sie riegeln ihrerseits die Germanen nach Norden ab und tauchen im taghellen Lichte der Geschichte auf. Brennus, der Gallierführer, verwüstet Oberitalien und zieht sengend und brennend in Rom ein. Andere Stämme stoßen über den Balkan bis nach Kleinasien vor und gründen jene Kolonie Galata, die „gallische", die in den Briefen des Apostels Paulus eine Rolle spielt. Aber die keltische Bronzekunst unterscheidet sich grundsätzlich von der germanischen. Es ist ein Prunk- und Prachtstil, der das Wesen durch den Schein ersetzen möchte; die führende Technik der Frühgermanen war der Bronzeguß und das Bronzeschmieden, deren Ergebnisformen aus gediegenem massivem Material waren. Die Kelten und Illyrier jedoch verfielen auf die Treibtechnik, d. h. in dünne Platten aus Gold- und Bronzeblech wurden die Hohlformen getrieben, die zwar in erhabener Arbeit einen ungeheuren Formenreichtum entfalteten, die aber als blecherne Hohlformen die plastische Darstellung eher vortäuschten als gestalteten. Zum erstenmal drängt sich die welsche Talmikunst vor.



78. Frühgermanischer Spangenhelm

In der Völkerwanderungszeit sind immer noch Armreife, Schwertgriffe und Gewandspangen diejenigen Geräte, an denen sich das Schmuckbedürfnis der Germanen am reichsten entfaltet, daneben auch Helme (Abb. 78). Die Goldfibel aus dem Fürstengrabe von Sakrau in Schlesien, noch keineswegs eines der prunkhaftesten und überladenen Stücke, an denen in jener Zeit kein Mangel ist, weist einen Reichtum und eine Sicherheit des Formempfindens auf, die kaum noch übertroffen werden können. (S. Abb. 77.) Zudem wird hier ein Verfahren angewendet, die sogenannte Granulation, eine Zierweise in perlförmigen Erhöhungen, die verlorengegangen ist.

Zwar hängt die Bezeichnung „Kupfer" mit dem Namen der Insel Zypern zusammen, die sich heute noch durch großen Reichtum an Kupfererzen auszeichnet, aber das älteste Herkunftsland ist sie doch nicht. In Spanien, Ungarn, gewissen Alpengegenden wurde schon früher Kupfer gefördert; das Zinn hinwiederum entstammte den britischen Inseln. Die sogenannten Dolchstäbe (s. Abb. 59), die der Ausgestaltung der Bronzedolche und Schwerter vorausgingen und auf eine Zeit verwiesen, in der man als Hauptwaffe die Streitaxt kannte, sind spanischer Herkunft. Die erste abendländische Großstadt, von der die Kunde aus sagendunkler Zeit in die Geschichtsschreibung der frühen Antike hinüberdämmert, Tartessos, lag an der Mündung des Guadalquivir in Südspanien und scheint Jahrhunderte hindurch den Zinnhandel über die Bretagne nach England hin beherrscht zu haben und das wertvolle Metall weithin vertrieben zu haben. Im Hintergrunde dieser Hafenstadt lagen zugleich die reichen Kupfergruben von Rio Tinto, so daß die Tartesser gleichsam zu den ersten Meistern des Bronzegusses vom Schicksal berufen waren. Antike Schriftsteller und Geographen berichten bis in die Zeit Strabos Wun-



79. Goldener Korb aus dem Schatz von Pietroassa bei Buzau, Rumänien. Das Stück stammt aus der Zeit der Entfaltung üppigen Formenreichtums während der Völkerwanderung. Der „Zellenschmelz", das Ausgießen eines auf die Schmuckfläche aufgesetzten Metallgitters und das Einsetzen farbiger Steine sind bezeichnend. (Siehe auch Abb. 83)

derdinge von dem Staatswesen, dem Reichtum, der uralten Schriftkunde und der hohen Gesittung dieses Volkes.

Auf deutschem Boden waren jedenfalls die beiden Grundmetalle der Bronzelegierung recht selten, und der neue, funkelnde und geschmeidige Werkstoff mußte von fern her eingeführt werden. Es bahnen sich also Handelsstraßen zwischen dem Südosten, dem westlichen Mittelmeer und dem Norden, Wege, für die das Gelände schon in der jüngeren Steinzeit durch die ersten, aus dem Norden abströmenden Wanderungen freigelegt war. Die Kenntnis ferner Zonen war bereits vorbereitet. Der Gegenwert, den man für die Bronze austauschte, mußte natürlich ebenso beweglich als Ware sein. Was man zu bieten hatte, war zweierlei: der Bernstein, der überall, wo die Menschen der Frühzeit ihn erblickten, leidenschaftliche Bewunderung erweckte, und das Salz. Der Bernstein scheint zuerst an der Nordsee, an der holsteinischen Küste gewonnen worden zu sein, erst erheblich später an der zum klassischen Bernsteinland gewordenen samländischen Küste.

Der Transport hielt sich an die naturgegebenen Pfade der Stromläufe, wie denn überhaupt in der Frühzeit die Flüsse nicht trennende Grenzen, sondern kulturverbindende Sammelrinnen bilden. Schuchhardt, der in dem Bernsteinfluß der Alten,

dem „Eridanus", die Elbe erblickt, stellt drei Handelswege für den wertvollen Schmuckstoff fest, erstens elbaufwärts bis nach Böhmen, dann die March abwärts bis zur Donau und von da über das Schwarze Meer bis nach Vorderasien, wo ja Bernsteinfunde nordischer Herkunft und, wie sich aus der chemischen Analyse zeigte, jütisch-holsteinischer Herkunft gemacht wurden.

Der zweite Weg führte den Rhein und die Mosel hinunter ins Tal der Rhône bis nach dem alten Massilia, dem heutigen Marseille, ein dritter weichselaufwärts ins Odergebiet und weist von dort nach der adriatischen Küste hin.

Wo wir Namen wie Halle, Schwäbisch-Hall, Reichenhall, Hallein und ähnlichen begegnen, sind ehemals, ja zum Teil heute noch ausgebeutete Salzlager vorhanden. Es sind Ortsbezeichnungen, lautverwandt mit dem griechischen ἅλς = Salz, die nach Süd- und Mitteldeutschland verweisen und uns zeigen, daß, wie der Norden als kostbare Tauschgabe den Bernstein anzubieten hatte, so der Süden das Salz. Ja der Salzhandel muß wohl auch eine Grundlage der üppigen und von Wohlstand gesättigten Hallstätter Kultur gewesen sein, wie ja der Name Hallstatt ebenfalls auf den Salzreichtum der Gegend hindeutet. Ein von wüsten Urwäldern und Sümpfen bedecktes Germanien hätte diese weitversponnenen Tauschbeziehungen bestimmt nicht zugelassen. Aber unsere Heimat zeigte damals keineswegs dieses Bild, sondern das einer bunten und freundlichen Landschaftsfolge, in der Wiesensteppen, Wälder, Buschwerk, Strom und Seen gefällig miteinander abwechselten. Ebenso kann sich dieser Handel nur in einer Epoche des Friedens entfaltet haben, und in der Tat bleiben die Festungsanlagen der weit kriegerischeren Jungsteinzeit damals unbenutzt, und erst gegen Ende des Bronzezeitalters, als die Raubwanderungen der Kelten einsetzen, erhebt sich wieder Waffenlärm.

In der Jungsteinzeit tritt deutlich unterscheidbar bereits die nordische Rasse, mit der sich als Nachkommen der Cro-Magnonleute die Träger der Megalithkultur allmählich verschmelzen, als führende Menschheitsgruppe hervor. Im Nord- und Ostseegebiet bis nach Mitteldeutschland herein liegt damals das Quellgebiet, von dem kaskadenartig die ersten großzügig geleiteten Wanderungen nach Süd- und Osteuropa abfließen. In Strombändern,

die sich in ihrem Gefälle teilen und wieder teilen, je ferner sie vordringen um so dünner werdend, bis sie allmählich im breiten Geström fremden Volkstums verrinnen.

Das indogermanische Sprachenschicksal ist die bis in die lebendige Gegenwart hinüberleitende Spur dieses Bewegungsverlaufes.

So ist es zu erklären, daß die asiatische Gruppe der indogermanischen Sprachen, nach dem Leitwort „satem" für „hundert" die Satemsprachen genannt, uns ferner steht, nicht nur räumlich, sondern auch lautlich und grammatisch als die europäische der „Kentum"völker, so benannt nach „centum", dem lateinischen Wort für „hundert". So ist es auch zu deuten, wenn im altindischen Gesellschaftsaufbau eine strenge Kasteneinteilung einsetzte, weniger um Klassenunterschiede festzulegen, als um die rassische Vorherrschaft der zahlenmäßig geringen nordischen Oberschicht zu verbürgen. Während aber Indisch, Persisch, Armenisch den Satemsprachen zuzuzählen sind, ist gerade die am weitesten nach Osten vorgeschobene Vorwacht, die in Zentralasien, nahe der chinesischen Grenze in der Oase Turfan vorgefunden wurde, durch eine Sprache gekennzeichnet, die zur Kentumgruppe gehört, deren Volkheit also mit uns in einem besonders engen Zusammenhang steht. Altbuddhistische Wandbilder, die in Turfan entdeckt wurden, weisen überdies blauäugige, rothaarige Krieger auf, die Tocharer.

Zu der europäischen Sprachfamilie zählt die romanische Gruppe, die slavische, die griechisch-italische, und einige Splittergruppen. Den Germanen kommt in diesem Zusammenhang die Rolle der Heimatgemeinschaft zu, aus deren nordischem Volksgrund diese Sprach- und Völkerverteilung hervorging.

Als Germanen und Erbväter unseres Volkstums im engeren Sinn treten sie auf deutschem und skandinavischem Boden in der Bronzezeit bereits hervor. Ende der Steinzeit, um 2000 v. Chr. ist Schweden bis zum Tornea-Elf besiedelt, erst recht Dänemark und Norwegen im Südosten. Von da ab zeigt sich ein einheitliches Verschmelzen und Ineinanderklingen der Gesittung dieses Nordkreises mit jener des norddeutschen Tieflandes. Eine Grundhaltung der Daseinsformen prägt sich aus, die Ende der jüngeren Bronzezeit nach Nordostdeutschland und andererseits bis zum Rhein vordringt. Für die Geistesverfassung unserer Vorfahren



80. Armreif der Bronzezeit (1/2 Gr.). (Fundort: Wredenhagen, Mecklbg.)

aus jenen Tagen sind gerade die schwedischen Felsenzeichnungen mit ihren Sonnenlaufdarstellungen, Totengeleitschiffen und Kalendersymbolen bezeichnend. Die Stufe des Jägerdaseins ist verschwunden. Der Ackerbau trägt und beherrscht die Gesittung.

In Körperbau und Sprache, in Siedlungs- und Hausbauformen bekundet sich eine Bluts- und Rassengemeinschaft, die in ihrer starken Verbundenheit unverkennbar ist trotz der allgemach einsetzenden Gliederung in Nordgermanen, Westgermanen und Ostgermanen.

Den Nordgermanen werden die Schweden, Norweger und Dänen, den Westgermanen die Angeln, Friesen und Deutschen zugerechnet, deren Name damals noch nicht aufklingt und deren Volkwerdung in geschichtlicher Zeit besonders tragische Schicksale zu bestehen hatte, Schicksale, die sich gerade heute in einer letzten entscheidenden Wandlung befinden. Die Gruppe der Ostgermanen schließlich



81. Goldgefäß aus dem Eberswalder Goldfund. (2/3 Gr.)
(Berlin, Staatl. Museum für Völkerkunde.)

ist in den Stürmen der Völkerwanderung im Osten und Süden Europas in Italien und Spanien, ja in Nordafrika in fremdem Volkstum aufgegangen. Neben den Wandalen sind die Goten ihr Hauptbestandteil. Freilich sind auch sie ursprünglich in Skandinavien beheimatet, aber bereits Tacitus kennt sie auf ostdeutschem Boden.



82. Bronze-Wendelring ($^1/_3$ Gr.)
(Germanisches Museum, Nürnberg)

Die glückliche Kindheit dieses gesamten germanischen Völkerherdes fällt in die Bronzezeit.

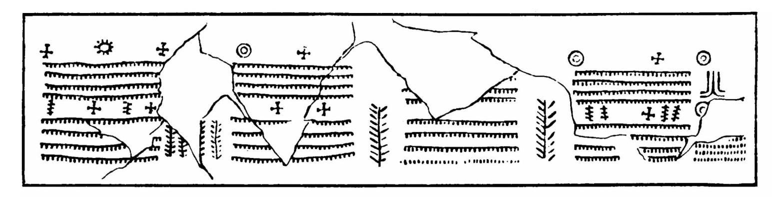
Die besten Waffenschmiede der bronzezeitlichen Kultur sind die germanischen. Auch das Geschmeide kann den Vergleich mit den südlichen Erzeugnissen aus Kreta und Mykene aufnehmen. Wenn aber die Musik bis heute als die besonders deutsche Kunst Weltgeltung genießt, so geht ihre Pflege unter den Germanen ebenfalls bis in jene Zeit zurück, ja sie verweist auf nordischem Boden sogar auf eine noch entlegenere Urzeit.

Man hat in altsteinzeitlichen Schichten knöcherne Pfeifen gefunden, aus den Fußknochen von Renntieren angefertigt; sie mögen als Signalpfeifen bei der Jagd gedient haben. Flöten, aus den Röhrenknochen von Vögeln hergestellt, die derselben Zeit angehören und mehrere Löcher aufweisen, können aber doch wohl nur der musikalischen Unterhaltung gedient haben.



83. Ostgotische Adlerfibel
(Cesena, Norditalien)
(Germanisches Museum, Nürnberg)

Für die jüngere Steinzeit stellt Hans Hahne die Behauptung auf: „Die ursprünglich nordische (indogermanische) Tonleiter hatte fünf Töne, den nach Sonne, Mond, Venus, Merkur, Jupiter bezeichneten Sphärenklang!“ Und er glaubt aus den merkwürdigen Zeichen, die sich zum Beispiel um die tönerne Trommel von Hornsömmern herumziehen, eine Art Notenschrift



84. „Verzierung" der Trommel von Hornsömmern

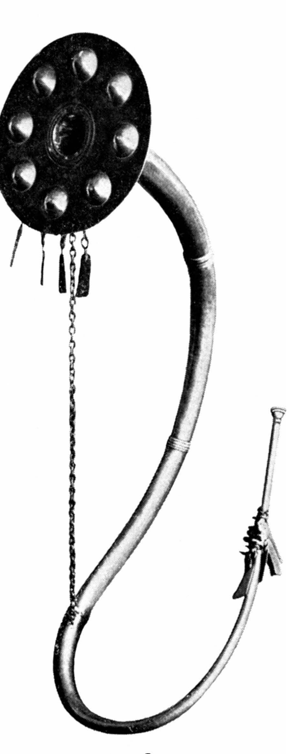
ablesen zu können, die sich auf diese Parallele zwischen Tonleiter und Planetenlauf bezieht (Abb. 84). Daß die kosmische Symbolik mitspielt, steht außer Zweifel, aber wie aus den Kreuzen, Sonnenlaufbogen und Lebensbaumzeichen zu ersehen ist, lehnt sie sich hauptsächlich an den nordischen Sonnenglauben an. (Siehe Kap. 8.)

Auf einer der Längsplatten, mit denen die Grabwände einer Gruft in Göhlitz an der Saale ausgekleidet sind, ist eine sechssaitige Laute dargestellt.

Diese jungsteinzeitliche Abbildung zeigt dieselbe Form, wie die noch in geschichtlicher Zeit gebrauchte altbritische Chrotta. Daneben erblickt man die Zeichnung eines Geräts, das, entsprechend dem griechischen Plektron, offenbar zum Zupfen der Saiten bestimmt war.

Mit dieser Harfe ist der Form nach die sechssaitige Harfe verwandt, die man in einem frühgeschichtlichen Alemannengrab in Oberflacht in Württemberg wohl erhalten ans Licht hob.

Der Bronzezeit gehören die kühn geschwungenen Luren an (Abb. 85). Vom Mundstück aus erweitert sich das Rohr dieses Blasinstrumentes ganz langsam konisch bis zur Schallplatte. Zumeist wurden diese Luren in Dänemark,



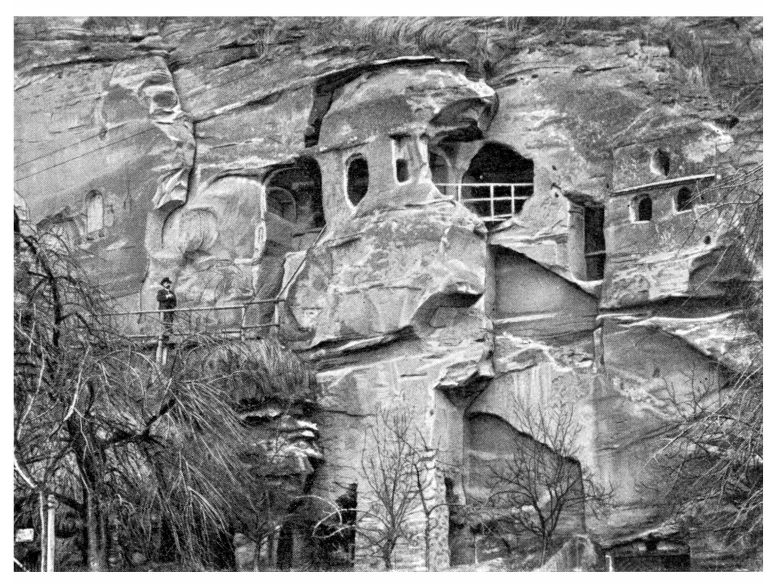
85. Lure

seltener auch in Norddeutschland gefunden und zwar immer paarweise, woraus man schließt, daß sie zweistimmig geblasen wurden. Daß sie auf jeden Fall paarweise, ja auch zu dritt geblasen wurden, davon zeugen erstens eine Felszeichnung, die in dem bäuerlichen, derben Stil der skandinavischen Hällristningar gehalten ist und zweitens eine Abbildung auf einer der Innenplatten des spätbronzezeitlichen Grabes von Kivik in Schonen. In beiden Fällen werden Spielleute vorgeführt, die in ihre Luren blasen und zwar auf der Darstellung von Kivik offenbar als Begleitung zu einer kultischen Handlung, die am ehesten noch mit Licht- und Feuervorstellungen zu tun hat. Einzelne dieser Musikinstrumente, die zugleich unnachahmliche Meisterwerke des Bronzegusses sind, sind so gut erhalten, daß sie heute noch gespielt werden können. Ihr Ton ähnelt dem des Waldhorns und vermag vom zartesten Piano zum Fortissimo anzuschwellen. In Kopenhagen, wo bis vor kurzem das Neue Jahr mit echten Luren eingeblasen wurde, ein Brauch, von dem man bald wieder absah, um die wertvollen Museumsstücke zu schonen, stehen zwei Lurenbläser nunmehr als Wahrzeichen auf einer wuchtigen Säule vor dem Rathaus.

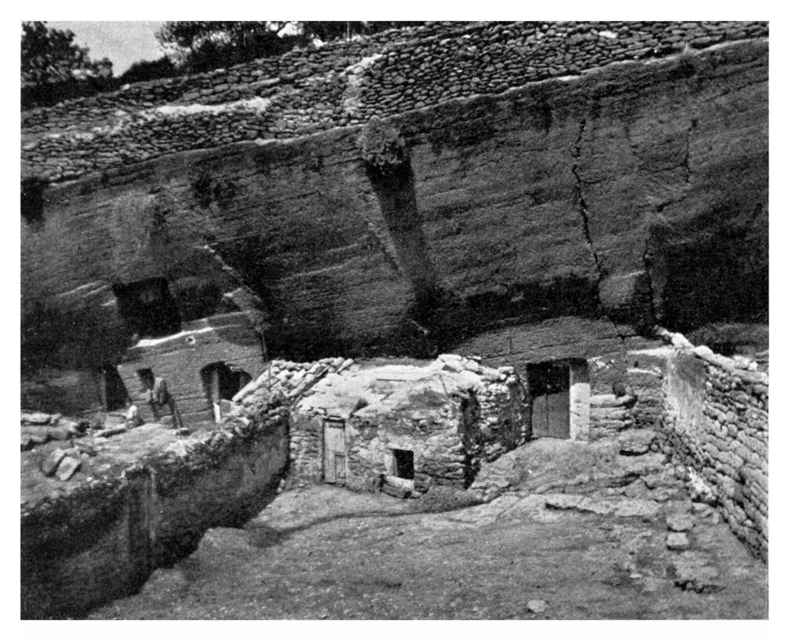
5. Das Haus

Die Menschen, die in der ersten, wärmeren Klimaperiode der Altsteinzeit durch die Urwälder streiften, kannten höchstwahrscheinlich, entsprechend den Naturvölkern, die heute noch auf ihrer Daseinsstufe leben, noch keine feste Behausung. Sie mögen unter einem Wind- und Wetterschirm aus Blättern oder Baumrinde vorübergehend Schutz für die Nacht gesucht haben oder ihre Schlafstelle in der Krone eines Baumriesen ausgewählt haben, um sich nächtlicher Weile nicht von wilden Tieren überraschen zu lassen.

Erst in der zweiten, kühlen Steppenperiode nötigen die Unbilden der Witterung dazu, festere Wohnformen auszubilden. Besonders vorspringende Felswände, die Schutz gegen Schnee und Regen



86. Heidenhöhlen bei Überlingen

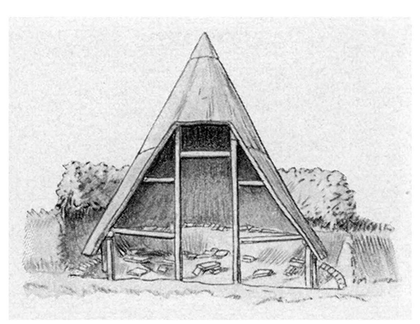


87. Höhlenwohnungen bei Agrigento. (Phot. Maull)

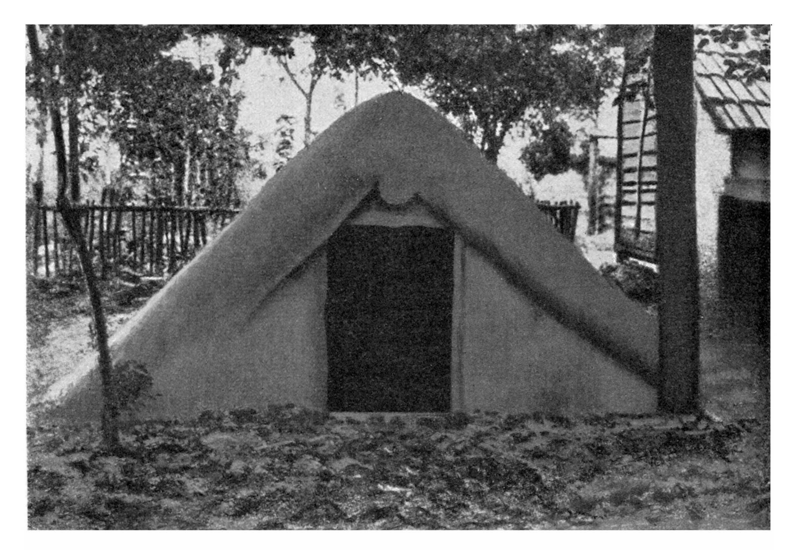
gewähren, werden bevorzugt, mehr noch Naturhöhlen, die ihr Gehäuse tief in das Gestein einschneiden. Solche Wohngrotten der Eiszeitjäger traf man in Mitteldeutschland und im oberrheinischen Gebiet an, z. B. in den sogenannten „Teufelsküchen" am Ölberg bei Kuckucksbad in Baden. Die Bezeichnung „Teufelsküchen" spricht dafür, daß man noch zur Zeit der christlichen Mission in jener Gegend von dem Treiben der Vorzeitmenschen eine Ahnung hatte und es unter priesterlichem Einfluß als satanisch darstellte. Damit deckt sich auch die Bezeichnung des benachbarten „Kuckucksbades" da ja der Kuckuck, der parasitische und sozusagen unehrliche Waldvogel von alters her mit dem Teufel auf eine Stufe gestellt wurde: „Hol dich der Kuckuck!" Der gleichen Vorstellung verdanken auch die „Heidenhöhlen" bei Überlingen am Bodensee ihren Namen (Abb. 86). In entlegenenen Gegenden Siziliens und Spaniens, in denen das Tempo der Entwicklung nur

langsam fortschreitet, finden wir heute noch bewohnte Höhlen mit Rauchabzug, wie in der alten Steinzeit (Abb. 87).

In der mittleren Steinzeit treten jedoch Wohnformen auf, die auf wesentlich gehobene Ansprüche schließen lassen. Die Wohngruben, die sich vorfinden, an sich sehr bescheidene Reste, sind zwar nichts anderes als flache, muldenförmige Vertiefungen im Erdboden. Man begegnet ihnen z. B. in der Nähe jener dänischen Küchenabfallhaufen der „Kökenmöddinger", von denen die Rede war, im Uddeler Meer in Holland, in der Ansbacher Gegend in Mittelfranken (Abb. 88). Aber es ist natürlich ausgeschlossen, daß jene Vertiefungen alleine schon etwas wie einen Wind-, Kälte- und Regenschutz darstellen konnten. Man muß sich über ihnen ein Steildach, mit Moos, Schilf, Torf oder Rasen bedeckt, vorstellen und eine gut abgedichtete Rückwand. Mit welcher Zähigkeit der Mensch an seinen urtümlichsten Erfindungen festhält, zeigt sich darin, daß jene überdeckten Wohngruben als Kleinbauten: Schafställe, Kohlenbrennerhütten, Geräteschuppen sich bis heute erhalten haben. So in England, wo diese Bauformen noch auf angelsächsische Wohnbräuche zurückgehen, in Oldenburg, im ungarischen Theißgebiet und anderswo (Abb. 89). Demnach ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieser schlichte Stil der Behausung über weite Landstrecken hin durch Jahrtausende während der jüngeren Steinzeit bis in die Bronzezeit, zum Teil wohl noch über sie hinaus beibehalten wurde. Die Brandschuttreste und Herdsteine bezeugen, daß die Feuerstelle den Mittelpunkt dieser Wohnhütten bildete. Das friesische Bauernhaus mit seinen niedrigen Seitenwänden, über die das wuchtige Strohdach fast bis auf die Erde herabgezogen erscheint, verrät in seinem Äußeren heute noch den Zusammenhang mit der urnordischen Wohngrubenhütte. In einem feuchten und kühlen Klima, in dem der



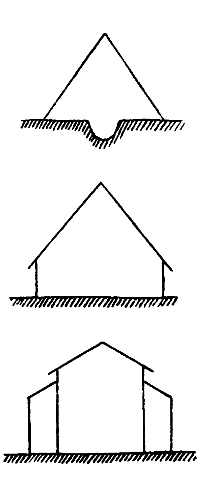
88. Ansbachs steinzeitliche Wohngrube, entdeckt am 3. Juni 1924 von C. Gumpert, Ansbach (ergänzt)



89. Grube mit beworfenem Rohrdach (Theißgebiet)
(Aus: Prähistorische Zeitschrift 1930. Seite 185)

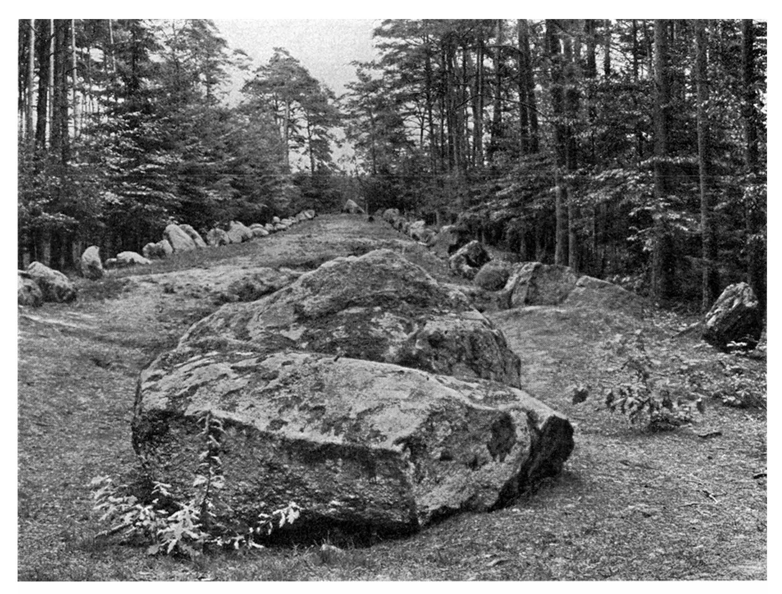
Mensch genötigt war, einen großen Teil seines Daseins zwischen seinen vier, ja anfänglich drei Wänden an der schützenden Herdflamme zu verbringen, mußte ihm bald der Wunsch kommen, sich einen bequemeren häuslichen Daseinsraum zu verschaffen. Fürs erste war es ja nur möglich, sich kauernd oder gebückt unter den geneigten Wänden zu bewegen. Man ging dazu über, das Dachgehäuse auf einem viereckigen Grundgemäuer aus Feldsteinen aufzuführen oder auf einem Balkengerüst mit lehmgefüllten Zwischenwänden, dem Vorläufer des sogenannten Fachwerkbaues (Abb. 90). Glücklicherweise bemühen sich heutzutage um die Fragen der Vorgeschichte nicht nur Männer, die sich hauptsächlich mit Buchwissen genährt haben, sondern auch Männer der Praxis, Techniker und Baumeister, deren Blick für die Möglichkeiten des Werkstoffes und seine Handhabung natürlich anders geschult ist, als der eines hauptsächlich nur gedanklich arbeitenden, wenn auch noch so verdienstvollen Forschers. So taucht nunmehr seit den emsigen Vorarbeiten des Architekten Hermann Wille die Frage auf: hat es bereits in der Jungsteinzeit kultische

Großbauten, also Tempel im nordischen Siedlungsgebiet gegeben?* Im Oldenburgischen sind in abgelegenen Waldgebieten vorgeschichtliche Steinalleen anzutreffen, aus gewaltigen Findlingsblöcken bestehend, an einem Ende rechtwinklig, am anderen in halbrunder Steinsetzung abgeschlossen, so daß in groben Zügen der Grundriß einer frühromanischen Kirche mit Langschiff nebst Apsis entsteht. Das Innere weist an der Übergangsstelle zur Apsis eine gewaltige, entschieden altarähnliche Steinsetzung auf. Unseren Vorfahren der Jungsteinzeit war die Methode, Steine durch Gefrieren zu sprengen, so daß sie in ziemlich ebenen Bruchflächen auseinanderbarsten, bereits bekannt. Die sogenannten Dolmen, die gewaltigen Steintische der Vorzeit weisen als Deckblöcke Felsplatten auf, die auf diese Weise gespalten wurden. So zeigen auch in jenen Oldenburger Anlagen die Findlinge je eine unbehauene und eine bearbeitete Seite. Die rohbelassene Felsfläche ist meist nach außen gekehrt, die geebnete nach innen. Zwischen den Findlingen trifft man in den Fugen haufenweise kleinere Feldsteine an, die dazu gedient haben mögen, die Lücken auszufüllen. Die verbleibenden Fugen wurden mit Lehm verschmiert, so daß in einer Höhe von eineinhalb bis zwei Metern eine glatte Außenwandfläche entstand. Diese Mauerbrüstung hatte das Gebälk eines gewaltigen Daches zu stützen. Der Altar nahm die Opfergaben auf und war zugleich die Herdstelle, auf der sie verbrannt wurden (Abb. 91). Damit ist ein kühner Weg in der vorgeschichtlichen Forschung beschritten, und die Lehrmeinungen, die Germanen hätten keine Tempel gekannt, wird zum mindesten für die ältesten Vorfahren der Germanen in Frage gestellt. Wenn man schon der Meinung ist, daß man es in jenen Großsteinbauten mit religiösen Weihestätten zu tun habe, in denen das Julfest der Wintersonnenwende gefeiert wurde, so ist es nicht vorstell-



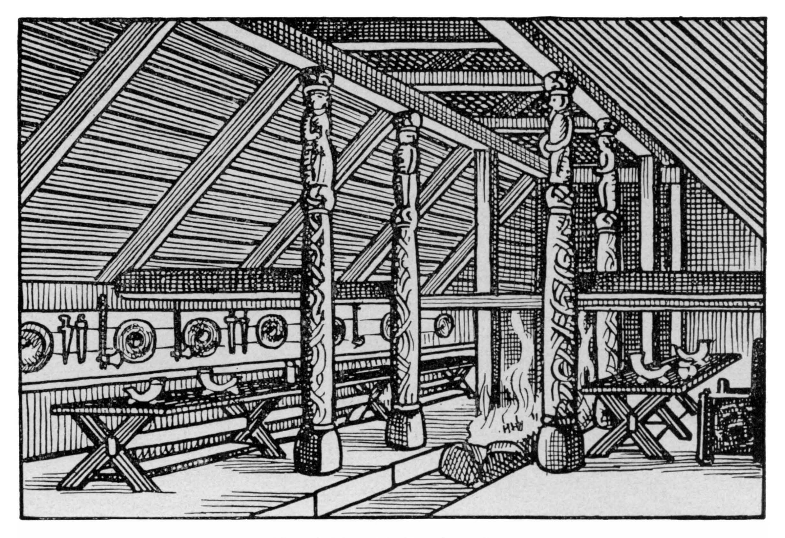
90. Entwicklung der nordischen Bauweise

* Vgl. Hermann Wille, „Germanische Gotteshäuser". Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.



91. Visbeker Bräutigam. (Ahlhooner Heide, Oldenburg)

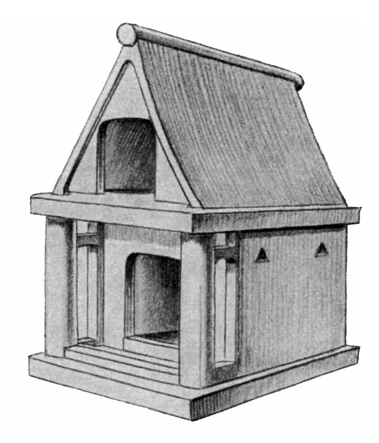
bar, wie zur Zeit der nordischen Winterstürme und Schneefälle eine solche Feier unter freiem Himmel abgehalten werden könnte. Die Verfeinerung der Waffentechnik, das Schleifen und Polieren härtesten Gesteins, die Ausbildung einer formenreichen Töpferei, die Einführung des Ackerbaues und der Webetechnik, alles Errungenschaften, die während der jüngeren Steinzeit bereits auf einen befestigten Lebensrahmen und ein seßhaftes Dasein verweisen, alles dies ist nicht vorstellbar ohne entsprechende Fortschritte in der Ausgestaltung der Wohnstätten. Wer heute immer auf Griechenland, Rom und den Orient als das vermeintliche Mutterland der abendländischen Gesittung im allgemeinen und der deutschen im besonderen verweist, der pflegt gewöhnlich sich auf folgendes zu stützen: „Schön", sagt er, „mag die urnordische Kultur Handwerkszeug und Waffen in beachtlicher Höhe hervorgebracht haben, wo bleibt ihre Architektur? Wo finden sich Gegenstücke zu den Palästen Babylons, den Pyramiden und Obelisken Ägyptens, den Tempeln Griechenlands?"



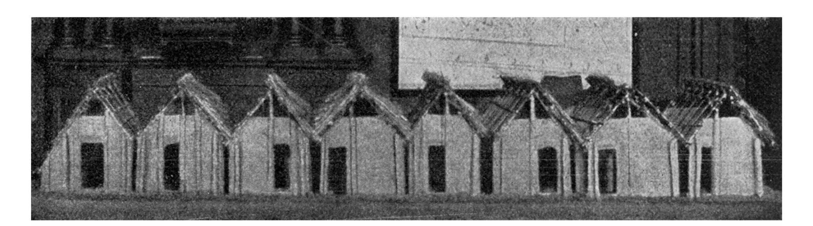
92. Nordische Halle der Sagazeit

Dazu ist zu sagen: Jedes Volk verwendet den Baustoff, der ihm am nächsten liegt. Vorderasien und das Mittelmeergebiet, wenn auch ehemals etwas pflanzenreicher als heute, war doch immer waldarm. Dafür treten allerwärts die Gesteine der Ur- und Faltengebirge zutage; Granit, Marmor und Sandstein. Und wo sie fehlen, wie in Mesopotamien, da lockt der weiche Lehmboden des Schwemmlandes die Bewohner zum Ziegelbrennen. Unsere nordische Heimat aber, das spätere Germanien und das größere Deutschland von heute ist ein Waldland. Noch zu Zeiten des Tacitus war der Großteil unserer Heimat von Urwald bedeckt. Und deshalb bestanden die Großbauten unserer Ahnen, von einem vielleicht vorhandenen Grundsteingemäuer abgesehen, aus Holz. Noch die in der Edda eingehend beschriebenen großen Hallen der isländischen Sagazeit hat man sich in gewaltigen Ausmaßen vorzustellen: Trinkgefäße, aus dem Gehörne des Wisent bereitet, stehen auf den wuchtigen Tischen. Schild und Schwert hängen an den Wänden, die immer noch verhältnismäßig niedrig sind, wuchtige geschnitzte Pfeiler tragen das gewaltige Dach.

Und in der Mitte lodert die heilige Flamme des heimischen Feuers auf dem aus Findlingen errichteten Herd. So haben wir uns die „Hirschburg", die Fürstenhalle im angelsächsischen Beowulfslied vorzustellen, so die ungeheure Gästehalle des Hunnenkönigs im Nibelungenlied, in der die Burgunden durch Feuer und Schwert ihren tragischen und trotzigen Untergang finden (Abb. 92). Carl Schuchhardt, einer der namhaftesten Gelehrten der deutschen Vorgeschichte, hat nachgewiesen, welche gewaltige Rolle dem schlichten nordichen Haus mit rechteckigem Grundriß und spitzgiebligem Dach in der Architektur des gesamten Abendlandes zufällt. Wie die Bandkeramik, Töpfereiwaren, deren Außenfläche mit bunten, spiralig verschlungenen und geschwungenen Bandstreifen geziert sind, von der oberen Donau ab ihren Weg stromabwärts findet bis zum Schwarzen Meer und zum Kaukasus, ja bis nach Zentralasien hinein, so auch die nordische Bauweise. Aus ihr ist der sogenannte Dipylonstil entsprungen, der uns in dem von Homer geschilderten Megaron entgegentritt, einem Haus, zu dessen Schwelle Treppen emporführen. Der Eingang wird von zwei Pfeilern flankiert, die das vorspringende, noch stark abgeschrägte Dach tragen. Es ist eine Bauweise, die im Mittelmeergebiet, in dem ja das Dach durch keine winterliche Schneelast mehr bedroht wird, ihren Sinn verloren hat (Abb. 93). Wie die Rundsäulen der dorischen Tempel ihre Abstammung von den nordischen Baumstämmen deutlich verraten, so auch das leichtgeneigte Giebeldach. Aus den Grundformen der griechischen Architektur ist heute noch abzulesen, daß sie ursprünglich in einer Waldheimat zu Hause gewesen sein muß, und nicht an felsigen, nackten Gestaden. Es ist gewiß richtig, daß der nordische Mensch es liebte, für sich und weithin abgeschieden von seinen Nachbarn, zu siedeln. Aber ebenso gewiß ist, daß bestimmte



93. Hausmodell aus Argos. Im Dipylonstil. (Nach C. Schuchhardt)



94. Bronzezeitliches Dorf Buch. (Nach Kiekebusch)

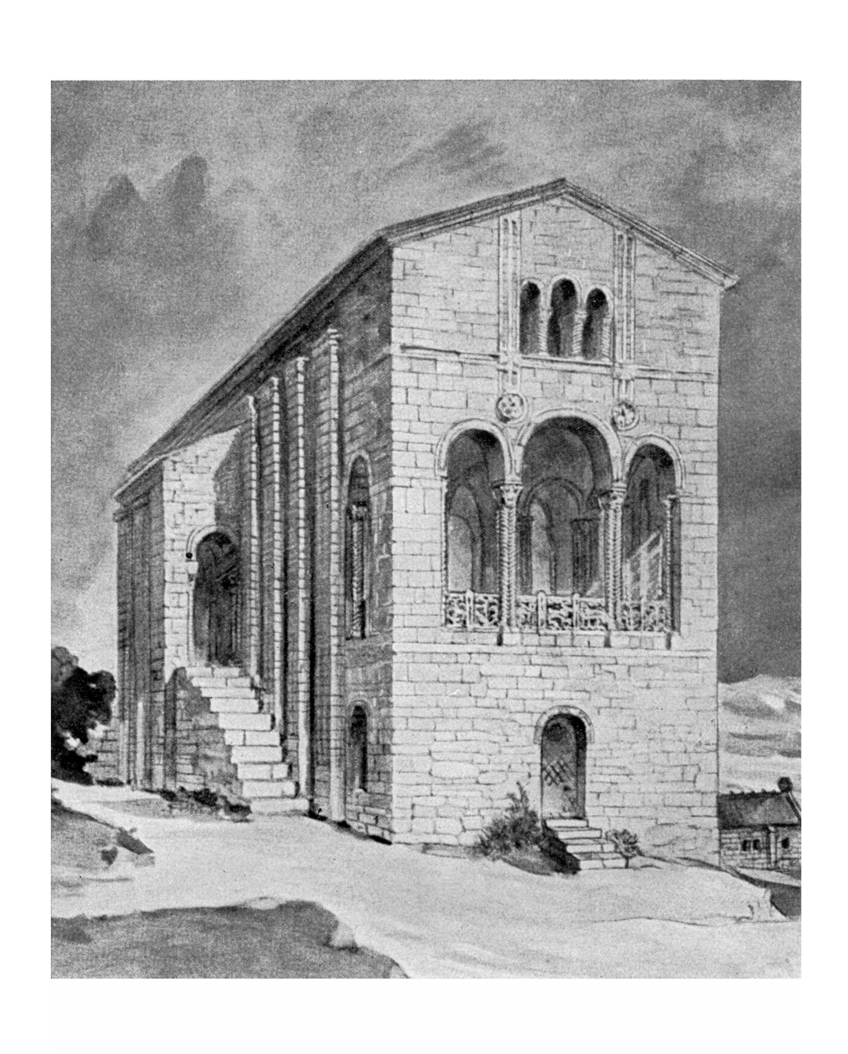
Grundbedingungen des Daseins, das Vorhandensein von Trinkwasser, von natürlichen Verkehrswegen, wie Wasserstraßen usw., doch zur Gruppensiedlung führen mußten, wie wir sie bereits zur Bronzezeit etwa in dem märkischen Dorfe Buch vorfinden. Nur das Häuptlingshaus steht da selbst für sich. Im übrigen sind die strohbedeckten Lehmhäuser, wie nach der Schnur ausgerichtet, am Straßenrande aufgereiht (Abb. 94). Die gleichzeitigen Pfahlbausiedlungen, wie sie sich etwa in zahlreichen Fundstätten am Bodensee und am Neuenburger See in der Schweiz, am Plattensee in Ungarn und anderwärts feststellen lassen, gehen ebenfalls auf Dorformen zurück bis in die mittelsteinzeitliche Maglemosekultur. Am Rande von Seen und Sümpfen fühlte man sich vor den bedrohlichen Großtieren der Umwelt noch am sichersten. Man zog sich auf ein verankertes Floß zurück. Aus diesem einfachen Gefüge aneinandergebundener Balken, entstand allmählich ein solideres Bauwerk, dadurch, daß man auf eine Floßschicht eine Schicht Steine packte, auf diese wiederum eine Balkenlage, dann abermals Steine bis die unterste Schicht im Moorschlick oder auf dem Seeboden festen Grund fand, und die oberste Balkenlage, die über den Wasserspiegel herausragte, die Wohnfläche abgab. Das eigentliche Pfahldorf ist der späteste Vertreter in der Sippe dieser Wassersiedlung (Abb. 95). Wuchtige Stützpfähle werden in den Seegrund eingerammt, die wiederum einen Pfahlrost tragen, auf dem die schilf- und strohgedeckten Hütten errichtet werden. Die Verbindung von einem Pfahlhaus zum anderen wird durch ganz schmale Gangstege und Einbaumverkehr hergestellt. Selbstverständlich gewannen die Pfahlbauern einen großen Teil ihrer Nahrung als



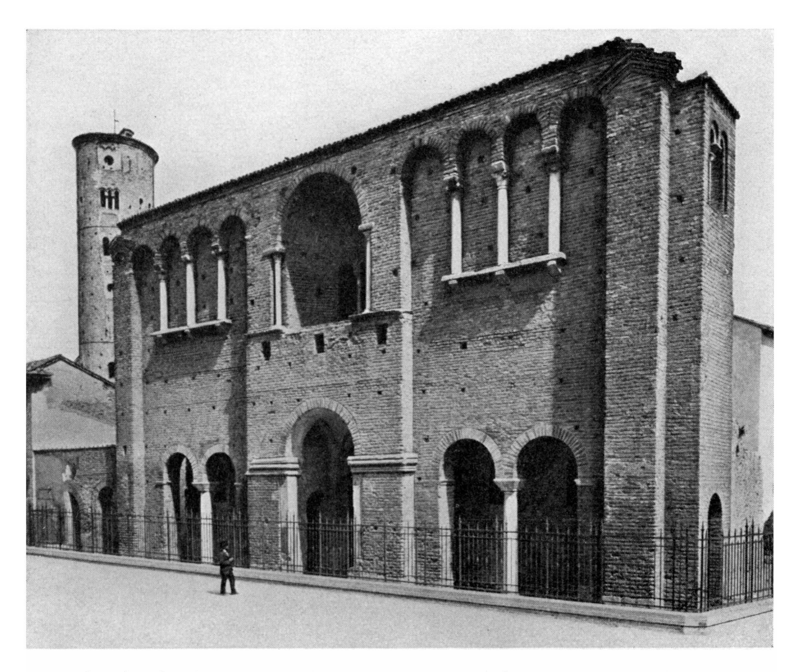
95. Pfahlbauten bei Uhldingen am Bodensee. (Rekonstruktion)

Fischer, aber die Funde an ihren Siedlungsstätten beweisen, daß sie auch als Jäger auf festem Land und nicht zuletzt als Ackerbauer sehr rührig waren.

Da der Pfahlbau an eine bestimmte moor- und seedurchsetzte Bodenbeschaffenheit gebunden ist, waren seiner Verbreitung natürlich ganz andere Schranken gesetzt, als der des gewöhnlichen nordischen Holzhauses. Auf jeden Fall bleibt aber der Zimmermann der schöpferische Werkmeister nordischer Architektur, nicht etwa der Maurer oder der Steinmetz. Die Urgeschichte der Baukunst bezeugt das südwärts oder südostwärts gerichtete Vordrängen nordischer Völkerwellen bereits zur jüngeren Steinzeit, zur Bronzezeit und zuletzt in der geschichtlich beurkundeten Bewegung der Völkerwanderung. Als die Westgoten nach Spanien kommen, und auch hier, wie sich zeigt, keineswegs als Vernichter, sondern als kulturschöpferische Erneuerer, da fehlt ihnen der heimische Baustoff. Die Seitenwände, die sich inzwischen schon gewaltig emporgereckt haben, lassen sich aus Steinen, dem Vertikalbedürfnis nordischer Menschen entsprechend, zu gewaltiger Höhe emporent-



96. Westgotische Königshalle zu Naranco in Spanien
(Aus: L. Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit
Eugen Diederichs Verlag, Jena)



97. Theoderichs Palast zu Ravenna. Die rassische und volkhafte Grundverwandtschaft mit dem Bau von Naranco ist nicht zu verkennen
(Phot. Fratelli Alinari, Florenz)

wickeln. Das Dach flacht sich infolge des klimatischen Unterschiedes ab, die Seitenwände werden gestützt, und es entsteht ein Hallenbau wie der von Naranco (Abb. 96). Das Längsschiff des Hallenbaues bedarf bei zunehmender Erhöhung der tragenden Wände einer immer massiveren Stützung dieser Wandflächen, so daß sich allmählich die Seitenschiffe entwickeln, wie wir sie in den alten großen Kirchenbauten von Ravenna und der schon romanischen Kathedrale von San Zeno in Verona vor uns sehen (Abb. 98). Nichts ist verkehrter als diese Bezeichnung romanisch. Man darf nicht übersehen, daß Adel, Herren- und Führerschicht Norditaliens zur Zeit, in der der sogenannte frühromanische Stil entsteht, durchaus langobardischen Geblütes sind, und somit nordischer Herkunft. Es führt eine Linie von der Wohngrube der mittleren Steinzeit über die Vor-



98. Verona. Basilica di S. Zeno. (Phot. Fratelli Alinari, Florenz)

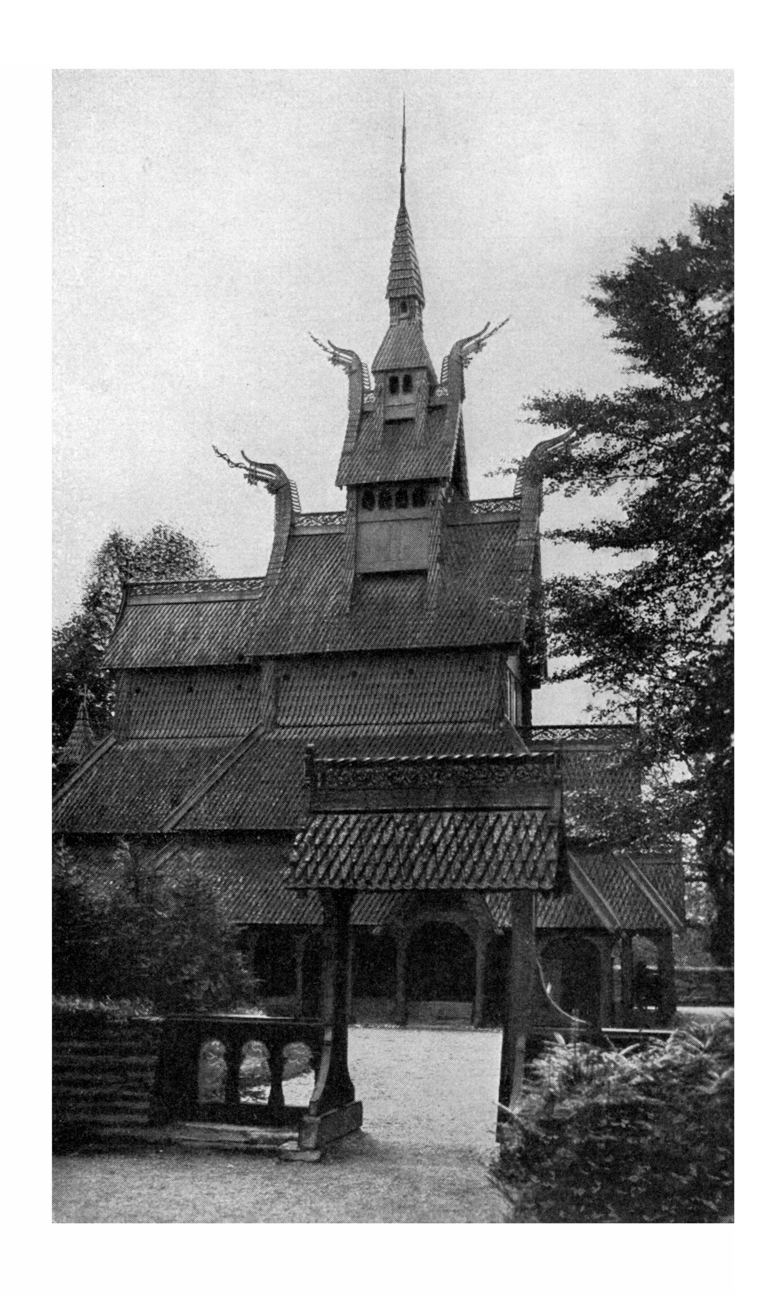
form des niedersächsischen Bauernhauses, vielleicht mit Einbeziehung der oldenburgischen Steinsetzungen über die bronzezeitliche Dorfsiedlung von Buch zur gotischen Königshalle in Spanien und zuletzt bis zu den Kathedralen von Ravenna und Verona (Abb. 98). Die beiden letzten gehen im Unterschied zum Bau von Naranco allerdings nur indirekt auf die nordische Bauform zurück und zwar auf dem Umweg über die römische Basilica. Dies ist die Kurve der nordischen Bauentwicklung im Gegensatz zu der westlich-mittelmeerländischen, die nach Schuchhardt auf das Prinzip der Höhlenwohnung zurückgeht. Die Kuppelgräber der Mittelmeergebiete weisen ein sogenanntes falsches Gewölbe auf. Die runde Wandung, aus Feldsteinen errichtet, wird



99. Geschnitzter Vogelkopf aus einem Alemannengrab. (Nach F. Behn)

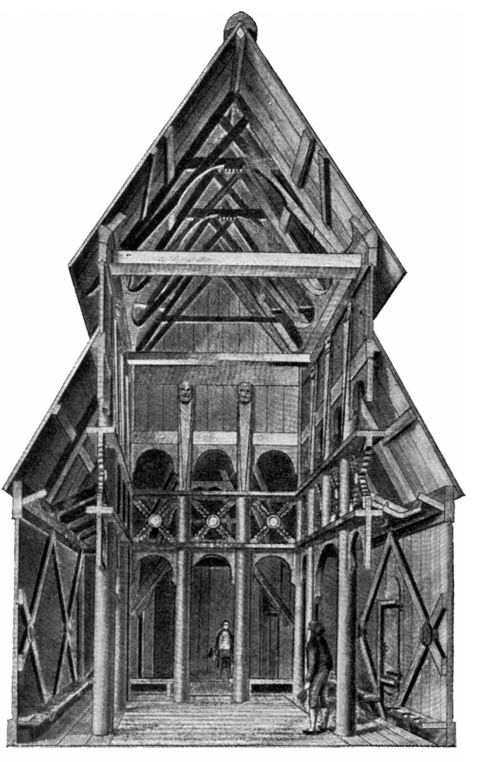
von Felsplatten überdacht, die sich gegenseitig überkragen. Die verbleibende Mittelöffnung wird durch eine Felsplatte abgeschlossen. Aus dieser Bautechnik, die sich ebenfalls in Kleinbauten erhalten hat, und die sich auf märkischem Boden in dem bekannten Königsgrab von Seddin findet, entstehen die Rundbauten des Mittelmeergebietes.

Aber nach den Forschungen des Wiener Kunsthistorikers Strzygowski geht auch die gotische Baukunst auf nordische Uranfänge zurück. Die komplizierten Holzverstrebungen, wie sie sich im norwegischen Kirchenbau der sogenannten Stabkirchen bis heute feststellen lassen, diese schwierigen Meisterwerke der Zimmermannsarbeit, betrachtet er als die Grundlagen der hochstrebenden gotischen Baulinien. Noch einleuchtender aber sind die Beweise, die er für die Entstehung der gotischen Ornamentik, für Maßwerk, Fialen, Rosetten usw. ins Feld führt. Sie sind am besten aus einer Kunstübung zu erklären, die als Holzschnittechnik aus dem Material der heimischen Wälder erblüht und gewachsen ist (Abb. 99). Man behauptet, die geschichtlich nachprüfbare Entstehung der Gotik



100. Fantoftkirche in Bergen

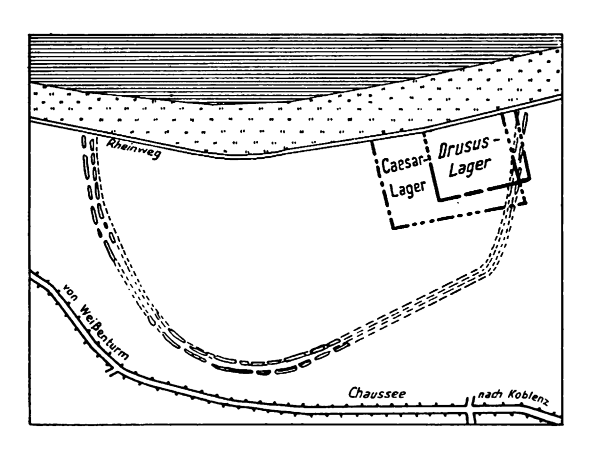
falle aber doch in ein romanisches Gebiet, nämlich nach Nordfrankreich. Dabei übersieht man mit oder ohne Absicht, daß die Bewohner der Normandie, die Normannen, damals kaum hundertfünfzig Jahre dort heimisch sind, daß sie sowohl in ihrem körperlichen wie seelischen Gepräge noch unverfälschte „Nordmannen" waren, die Urenkel der erobernden Wikinger, und daß ihnen der heimische Holzbau für die Herstellung von Schiff und Behausung noch in Sinn und Geblüt lag.



101. Zwölfmastenkirche von Borgund
(Nach Strzygowski)

Ja, Strzygowski geht soweit, den Nachweis zu liefern, daß gerade der nordische Schiffsbau die Grundlinien für die Konstruktion der frühgotischen Kirchen lieferte. Auch äußerlich erinnert das geschweifte Giebelornament der nordischen Holzkirche noch an die Drachengallion am Bug des Wikingerschiffes (Abb. 100, 101).

Bereits die Anfänge menschlicher Behausungsanlagen weisen darauf hin, daß man neben der Sicherung vor Unwetter, Regen, Frost und Hitze auch vor den Überfällen gefährlicher Raubtiere, des Höhlenlöwen und Höhlenbären geschützt sein wollte. Es ist anzunehmen, daß die schwer zugänglichen Eingänge der altsteinzeitlichen Wohnhöhlen oft auch durch Verschläge aus Baumstämmen verbarrikadiert waren.



102. Die jungsteinzeitliche Festung Urmitz am Rhein
(Schuchhardt [nach Lehner])

Die viel späteren Pfahlhäuser boten ähnlichen Schutz durch ihre Lage. Aber auch gegen seinesgleichen mußte der Mensch sein Heim verteidigen. Schon die jüngere Steinzeit weist stark bewehrte, wohlverschanzte Festungen auf von überraschenden Ausmaßen.

Zu diesen rechnet die Feste Urmitz bei Koblenz (Abb. 102). Mit militärischem Scharfblick wurde eine Rheinbiegung ausgewählt, so daß das umschlossene Gelände von zwei gewaltigen gegen 9 m breiten Gräben und dem Strom eingeschlossen wurde. Zudem scheint auch noch eine Umwallung vorhanden gewesen zu sein. Bei einer Länge von 1275 m und einer Breite von 840 m war der solchermaßen geschützte Raum imstande, 20—30000 Menschen aufzunehmen, Natürlich hat sich eine solche Volksmenge nur in Zeiten äußerster Gefahr zusammengefunden, um Leben, Vieh und Habe zu verteidigen. Es handelt sich um eine sogenannte Fluchtburg, an der Tausende von Menschen gearbeitet haben müssen. Zum mindesten muß auch ein Burgwart mit seinen Gehilfen vorhanden gewesen sein, der die Anlage in Friedenszeiten in Ordnung hielt. In Notzeiten mußten die zuströmenden Flüchtlinge, die aus dem flachen Lande herbeieilten, verköstigt und getränkt werden. Die Verteidigung setzt einen Befehlshaber nebst Unterführern voraus, Ordnung und Manneszucht unter den Waffenfähigen. Eine wilde

oder halbwilde Horde könnte weder die Disziplin zur Herstellung dieser Feste aufgebracht haben, noch die zu ihrer Behauptung.

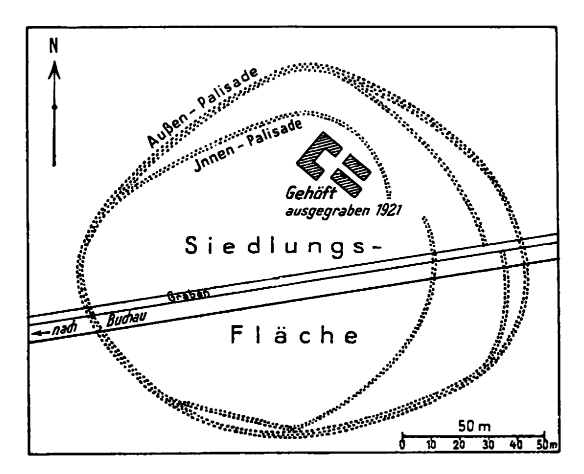
Es bleibt also nichts anderes übrig, als ein wohlgeordnetes Staatswesen anzunehmen, in dem jeder an seiner Stelle am Dienste für Volk und Vaterland zu wirken hatte.

Somit ist solch eine jungsteinzeitliche Fluchtburg nicht nur ein Beweis für die Wehrbautechnik der Jungsteinzeit, sondern auch für ihre früh entwickelten, staatsbildenden Kräfte und Fähigkeiten. Wie sicher man in der Auswahl des Platzes verfuhr, beweist, daß an derselben Stelle Jahrtausende später Cäsar und kurz darauf Drusus ein Lager errichtete, beides Männer, denen es gewiß nicht an strategischem Urteil fehlte.

Es sind Lager mit rechteckigem Grundriß, wie sie bei den Römern üblich waren und wie sie in anderen Fällen häufig den Ansatz zu späteren Stadtgründungen bildeten. So ist zum Beispiel in Köln, in Wien der viereckige Grundriß des Stadtkerns noch heute aus dem Plan zu erkennen, und erst später zog sich um ihn die runde oder halbrunde Umwallung. Soweit sie im frühen Mittelalter entstand, wird sie vielfach auf die germanische, rund formierte Wagenburg zurückgeführt.

Es stellt sich auch dabei heraus, daß der Rhein bereits vor mehr als 4000 Jahren ein heiß umkämpfter Strom war, wie denn überhaupt die Jungsteinzeit einerseits einen gewaltigen Auftrieb der Kultur ahnen läßt, andererseits aber auch ein kriegerisch bewegtes Dasein. Die Wanderungen, die von dem nordisch-thüringischen Siedlungsgebiet ausgingen, lassen sich, wie wir sahen, an der Verbreitung bestimmter Tongefäßformen und ihrer Bemusterung erkennen. Ihr Niederschlag findet sich in uralten indogermanischen Sprachzusammenhängen. Aber sie gingen nicht kampflos vor sich. Burgen und Wallanlagen bezeichnen vielfach ihren Weg. In der Bronzezeit, einer Epoche günstigster klimatischer Verhältnisse, verbreitete sich die fortschreitende Gesittung im nordischen Lebenskreise weit störungsloser.

Die Lebensverhältnisse gewährten ein auskömmliches, zum Teil reiches Dasein in der Heimat. Erst gegen Ende dieses Zeitabschnittes treten Spuren wachsender Beunruhigung auf. Die Völker, die in Ostdeutschland eine formenreiche, zum Teil prächtige Ke-



103. Hallstattzeitliches Moordorf im Riedteil Egelsee
(Nach Reinerth)

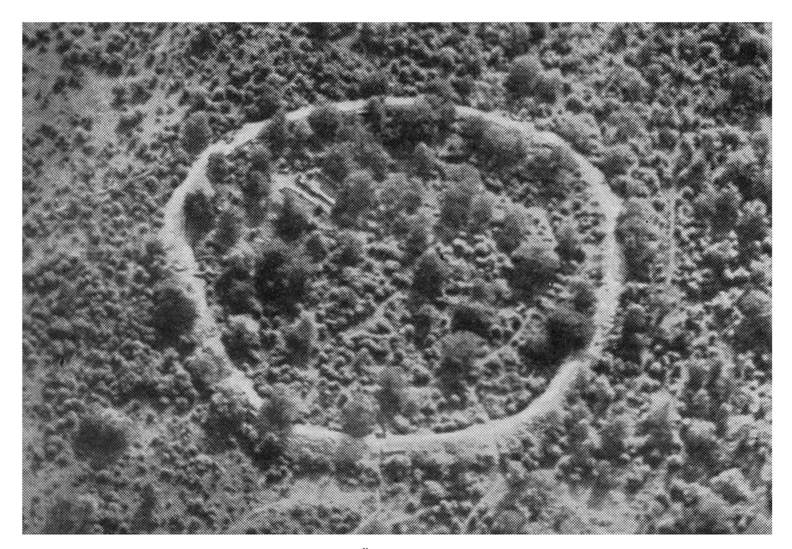
ramik ausgebildet haben, die sogenannten „Lausitzer" hatten offenbar um ihren Bestand zu kämpfen; ihr Wohngelände ist von einem Kranz von Festungen umgeben und durchsetzt.

In der Hallstattzeit offenbart sich ein gewiß schon ganz volkhaft empfundener Gegensatz zwischen den Illyriern im Südosten, den Kelten im Süden und Westen einerseits und ihren nordischen Nachbarn andererseits (Abb. 103).

Im Skandinavien der Bronzezeit sind eigentliche Festungen selten. Wallburgen, wie man sie in Ismantorp auf der Insel Öland vorfindet, scheinen sowohl kultisch-religiösen Zwecken als militärischen gedient zu haben (Abb. 104).

In römischer Zeit bildete der Limes eine Befestigungslinie mit Wall, Graben und Kastellen, die sich vom Rhein aus von Hönningen ab in einem südostwärts gerichteten Bogen am Taunus hinzog. Dann sprang sie nordwärts aus, zog nun süd-südöstlich eine Strecke mainaufwärts, und verfolgte die gleiche Richtung bis ins Donaugebiet.

Von Lorch ab läuft der Limes ungefähr mit der Donau in geraumen Abstand parallel, bis er unweit Kelheim an den Strom stößt und damit endigt. Süd- und westwärts dieser Trennungs-



104. Wallburg Ismantorp, Insel Öland. Fliegeraufnahme von 500 m Höhe. Durchmesser 124 m, im Norden und Süden Sumpf, Mauern 3,5 m hoch (Aus: „Nordische Welt", 1933, 5/6)

linie lag das romhörige Gebiet, außerhalb das freie Germanien „Germania libera".

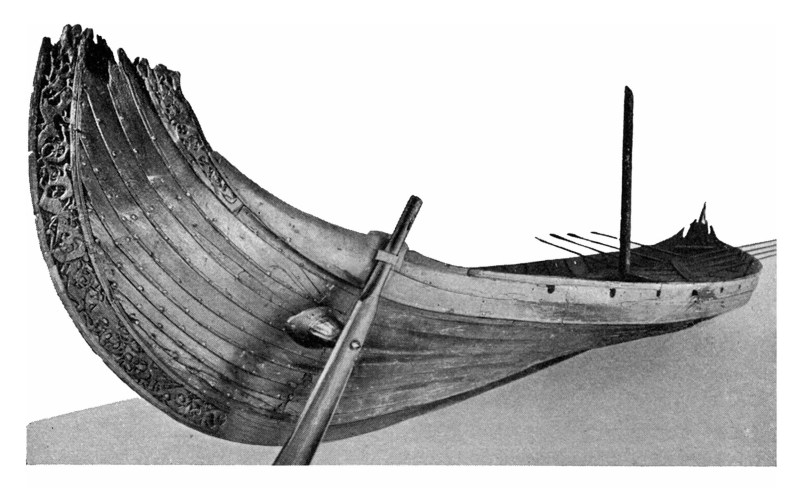
Wie die Illyrier als ein Mischvolk zwischen vorindogermanischen Einwohnern und zugewanderten nordisch-dalischen Stämmen aufzufassen sind, so auch die Kelten im Westen und Süden, jene Kelten, die zum erstenmal deutlich erkennbar als die Träger der Latène-Kultur auftreten, etwa von 500 v. Chr. ab. Um diese Zeit erfolgen aus dem germanischen Siedlungsraum neuerdings Wandervorstöße auch gegen ihr Gebiet, und die Kelten versuchen sich durch Wehrbauten zu schützen, wie man ihnen am Rhein im Siegerland begegnet, und die in geschickter Weise Bergrücken und Hügel ausnützen. Die Amöneburg bei Marburg gehört dazu, ebenso wie jene Festungen, die Cäsar nur nach harter Belagerung bezwingen konnte und die also noch in geschichtlicher Zeit auf gallischem Boden eine gewichtige Rolle spielten, Bibracte und Alesia.

Daß die heutige Grotenburg bei Detmold, dem germanischen „Theotmalli", mit der alten Teutoburg im Teutoburger Wald identisch ist, läßt sich schon daraus ahnen, daß der Berg, auf dem sie sich erhebt, bis ins Mittelalter der „Teutberg" hieß. Es ist dieselbe Gegend, in der sich später die Sachsen gegen die Überfremdung und westliche Zwingherrschaft durch Karl den Franken wehrten und Land- und Volkstum in Burgen, wie der Eresburg an der Diemel, verteidigten.

Während und nach der Völkerwanderung rückten von Osten her die Slaven, den nach Süden ziehenden Germanen folgend, in die von diesen verlassenen Gebiete zwischen Elbe und Weichsel ein. Die wichtigsten Burganlagen, die auf sie zurückgehen, sind wehrhafte Kultstätten, von Priestern geleitet und betreut, so die Wendenfeste Rethra bei Feldberg in Mecklenburg, die im Jahre 1068 von Heinrich IV. zerstört wurde oder das weit bekanntere Arkona auf der Insel Rügen, dessen Anlage und Tempeldienst der Geschichtschreiber Saxo eingehend schildert. Es war die Opferstätte des slavischen Gottes Swantewit, dessen Bildnis von dem dänischen König Waldemar im Jahre 1168 gestürzt wurde, nachdem Arkona gefallen war. Heute noch erhebt sich östlich vom Leuchtturm der 10—13 Meter hohe Burgwall.

6. Das Schiff

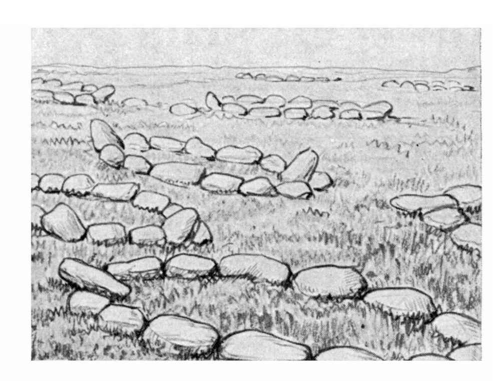
Die Uranfänge der Schiffahrt sind in Dunkel gehüllt. Vielleicht hat sich der Urwaldjäger von sturmgestürzten Baumriesen stromabwärts tragen lassen und auf diese Weise lange Strecken mühelos zurückgelegt, vielleicht kam er bald auf die Idee, solche Baumstämme miteinander zu verbinden, um auf diese Weise sich selbst mit den Seinen und seiner Habe zu verfrachten und sich den Weg mit einer Stange zu bahnen, so daß das erste Floß entstand. Am Beginn der eigentlichen Schiffsbautechnik steht jedoch der Einbaum, der gespaltene, ausgehöhlte Stamm, der die Urform des Bootes abzugeben hatte. An den verschilften Uferrändern der Binnenseen, an den Mooren und den Gestaden des Meeres stößt der Spaten immer wieder auf solche Einbäume, zum Teil, besonders in der Bronzezeit, erinnern an sie auch die Baumsärge, in denen der Tote nebst seinen Beigaben bestattet wird. Selbst als man bereits das Feuer dazu verwendete, den inneren Hohlraum des naturgegebenen Kahnes auszubrennen, muß es noch ein mühseliges Werk gewesen sein, mit den Steinwerkzeugen und den späteren Bronzeäxten auf diese Weise ein einigermaßen fahrgerechtes Behältnis nachzuarbeiten und zurechtzuzimmern. Den Meeresanwohner lockte von Anfang an die See zu ihrer Beherrschung, und so finden wir rings um den nordatlantischen Ozean als uralte Wahrzeichen der Seefahrt Schiffsdarstellungen in den Felsenzeichnungen. In Amerika reichen sie vom Labradorgebiet über Kalifornien hinunter nach Britisch Guyana. In Europa finden wir sie von Skandinavien die Küste entlang südwärts bis nach Spanien und Afrika. Die weltberühmte Entdeckung des Osebergschiffes am Kristianiafjord zeigt, wie noch die Wikinger als seefahrende Leute sich kein würdigeres Begräbnis wußten, als ihr Schiff, ein ihnen vertrautes, beseeltes Wesen, von dem sie sich auch im Tode nicht trennen mochten, und so ließ sich Harald Schönhaars Großmutter, die Königin Aase, in ihrer fürstlichen Lustjacht mit unerhörtem Prunk und reichen Schätzen an prächtigem Schnitz-



105. Wikingerschiff von Oseberg; im Museum von Oslo
(Copyrighten tilhorer Universitetes Oldsaksamling Oslo)

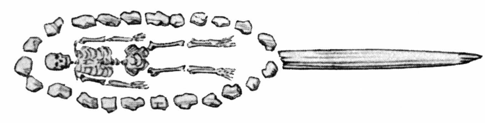
werk beisetzen. Der Oseberger Schiffsfund allein würde genügen, um von der Kunst der Wikingerzeit und ihrem Reichtum eine taghelle Vorstellung zu geben (Abb. 105). Aber die Wikinger sind Spätlinge der Vorgeschichte. Der Gedanke der Schiffsbeisetzung war bei ihren urarktischen Vorfahren rings um den Atlantik um viele Jahrtausende älter. Grabsteinsetzungen in „Umiak"- oder Bootsform finden sich auf Sentry-Island an der Westküste der Hudson-Bay. Dabei wurden die Schiffssteven durch aufrecht gestellte Steine angedeutet. Eine ähnliche Bestattungsform wurde in einem Eskimofriedhof an der Beringstraße, und zwar an der Südspitze von St. Lawrence-Island festgestellt. In diesem Fall wurde der Steven am Fußende durch ein eingesetztes Stück Treibholz angedeutet. Die nordwesteuropäischen Parallelen, die eindringlich auf eine uralte Verkehrsbeziehung zu den Gestaden jenseits des Atlantik hinweisen, finden sich in dem Grabhügel bei Lugnaro in der schwedischen Provinz Halland (Abb. 106, 107, 108). Ein anderer unverkennbarer Beleg tritt uns in der Schiffssteinsetzung bei Blomsholm in der schwedischen Provinz Bohuslän entgegen. Es ist derselbe Bezirk, der durch das massenhafte Vorkommen bronzezeitlicher Felszeich-

nungen, der sogenannten Hällristningar für die nordische Altertumskunde Weltruf erhielt. Zwischen den Zeichen der arktischen Kalendersymbolik, den Sonnenrädern und Kreuzen, ja zum großen Teil mit eben diesen Zeichen ausgestattet, tritt immer wieder das Boot auf, und zwar ein Boot mit hohem Bug und Steven, von



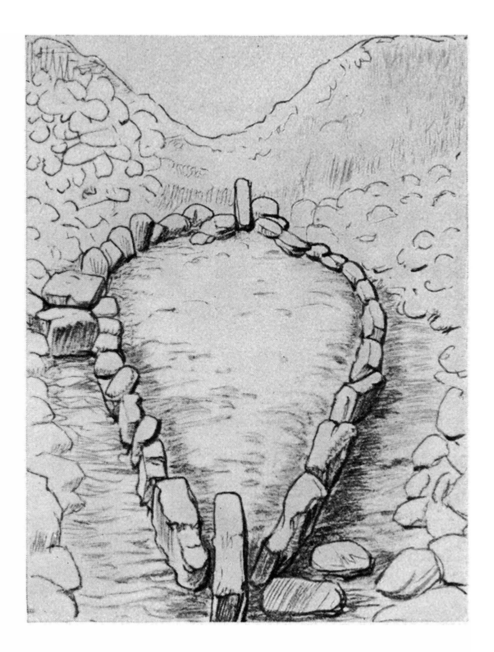
106. Grabsteinsetzung in „Umiak"- oder Bootsform auf Sentry-Island (Kanada) (Nach H. Wirth)

geschweifter Kurvenführung. Die Bemannung ist in einfacher, vorstelliger Wiedergabe d. h. also ohne jedes Streben nach Naturalistik, als eine Reihe von Zapfen oder Strichen angedeutet (Abb. 109.) Und dieses Schiff ist mit einem Auslegerboot versehen, wie es heute noch bei den Südseeinsulanern üblich ist, und das den Zweck hat, bei hohem Seegang das Fahrzeug vor dem Kentern zu schützen. Auf ihren sogenannten Pirogen vermögen die Polynesier, die Bewohner Samoas und Neuseelands, Tausende von Seemeilen zurückzulegen. Die ungeheuer weit verstreute, von ihrer Rasse bewohnte Inselflur bezeugt allein schon ihre Seetüchtigkeit. Überdies wird der Stille Ozean von den gefährlichsten Stürmen, die es gibt, den Taifunen, heimgesucht (Abb. 110). Unter diesen Umständen gewinnt der Gedanke, daß die Vorväter der nordischen Rasse zur See von Westen her zu den europäischen Küsten vorgedrungen seien, in hohem Maße an Wahrscheinlichkeit. Wenn gerade die Germanen, das Kernvolk der indogermanischen Völkerfamilie, einen erstaunlichen Reichtum



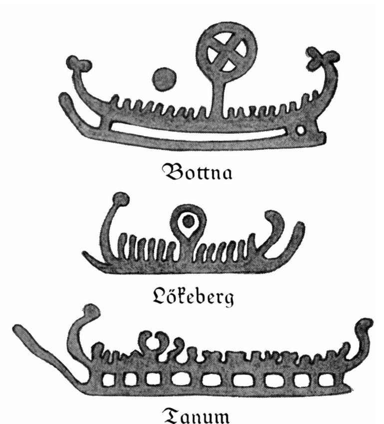
107. Grabsteinsetzung in „Umiak"- oder Bootsform in einem Eskimofriedhof an der Südspitze von St. Lawrence-Island, Beringstraße (Nach H. Wirth)

an Bezeichnungen für Seewesen, Fischerei und Schiffahrt, für Himmels- und Wetterorientation aufweisen, dann ist dies allein schon ein Beweis dafür, wie sehr ihnen die Erbschaft ihrer seebefahrenen, urnordischen Altvordern im Geblüt liegt. Es kommt nicht darauf an, wie lang der Küstenstreifen ist, der den Lebensraum eines Volkes begrenzt. In Frankreich erscheint er recht erheblich, und trotzdem bleiben die Franzosen, mögen sie zu Lande noch so kriegerisch sein, ein wasserscheues und seeuntüchtiges Volk. Ihr größter Seeheld heißt Jan Bart und ist ein Flame, demnach ein Germane. Gustaf Kossinna hat nicht unrecht, wenn er die Schiffe der alten Römer nur fahrbare Ruderbrücken nennt im Vergleich zu den geschweiften und geschwungenen Baukonstruktionen der nordischen Seefahrt, die, kühn, leicht und schnittig, auch bei grober See dem Wellengang des Atlantik angepaßt erscheinen. Ein solches Schiff ist das im Moor zu Nydam gefundene, das wie das Osebergschiff in seinem Inneren ein überreiches Inventar an Waffen und Schmuckstücken enthielt, die, ihrer Formgebung gemäß, dem vierten nachchristlichen Jahrhundert angehören müssen; das Fahrzeug, aus Eichenholz gebildet, mittschiffs 3,30 m breit, 1,28 m hoch und 24 m lang, hat 14 Ruderbänke, demnach 28 Ruder, von denen



108. Bootsteinsetzung in dem Grabhügel bei Lugnaro, Prov. Halland, Schweden. An Backbordaußenseite, in der Mitte (links), befindet sich die Steinkiste mit der Leichenbrandurne. Die Stevenspitzen sind durch aufrecht gestellte Steine angedeutet (jüngere Bronzezeit, Anfang des letzten Jahrtausends v. Chr.). (Nach H. Wirth)

jedes eine Länge von 3,60 m aufweist. Eine gewaltige 14,5 m lange Bodenplanke, die besonders sorgfältig gearbeitet ist, dient als Kiel. Die schuppenartig übereinandergreifenden Bordplanken, die Abdichtung der Fugen durch Wollzeug und Teer, dies alles bezeugt ein unerwartet hochstehendes schiffsbautechnisches Können. Genau so lang, im übrigen aber in seinen Ausmaßen noch gewaltiger und in der Herstellung verfeinert, erscheint das Gokstadschiff, das 1880 in Oslo aufgedeckt wurde. Das Steuerruder ist damals noch an der rechten Seite des Schiffes angebracht, weshalb die rechte Seite des Schiffes heute noch „Steuerbord", die linke „Backbord" genannt wird. Kossinna, einer der wenigen Gelehrten, die mit den Erfordernissen der Schiffahrt innig vertraut sind, fällte über die Wikinger-Schiffe und ihre Vorläufer das Urteil, daß sich aus ihnen in gradliniger Abstammung unsere heutigen Kriegsschiffe entwickelt haben.



109. Schwedische Felszeichnungen aus der Bronzezeit. (Nach H. Wirth)



110. Auslegerboot von der Sturm-Insel (Emir)
Abgebildet in den Veröffentlichungen der Südsee-Expedition 1908/10, Bd. I, „Allgemeines", Tafel 9

7. Das Grab

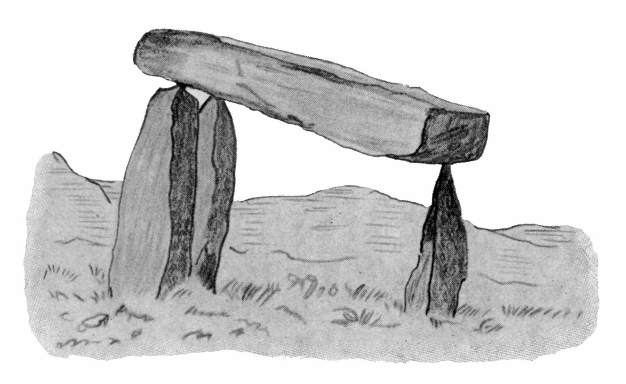
Von den dunklen Anfängen der nordamerikanischen Thule-kultur bis zu der Bestattung im Wikingerschiff läßt sich demnach in der Überlieferung die Vorstellung der Lebenden ab-lesen: Der Tote soll das Seemannsleben im Jenseits weiterführen, das seinen Erdenwandel ausfüllte.

Es ist also kein Wunder, wenn der Frühmensch auch den Ver-storbenen mit einer festgefügten Behausung versah, noch dauer-hafter als seine eigene, da ja offenbar der Zustand nach dem Überschreiten der Todesschwelle, jener geheimnisvolle Zustand des Schweigens und der Ruhe von unendlich langer Dauer war.

Der Tote von Le Moustier scheint freilich höchstens flüchtig verscharrt worden zu sein, wenn auch die mit ihm zusammen ge-fundenen Werkzeuge, Faustkeile und Kratzer bereits auf die Meinung der Hinterbliebenen schließen lassen, er könnte diese Dinge auch fernerhin gebrauchen. Diese Auffassung tritt bei dem Mann von Combe Capelle, der der Aurignacrasse angehört, schon ganz unmißverständlich zutage. Er wurde auf einer eingetieften Bettung, ausgestattet mit sehr sorgsam gearbeiteten Werkzeugen und prächtigem Muschelhalsschmuck, aufgefunden.

In den altsteinzeitlichen Wohnhöhlen hat man den stillgewor-denen Gefährten einfach in den Höhlenlehm unter der Wohn-fläche versenkt und späterhin in einer Art Kellergrube. Aber einerseits scheint allmählich die Einsicht aufgekommen zu sein, daß es nicht angenehm und nicht gesund sei, in so enger Ge-meinschaft mit den Toten zu hausen, andererseits haben sich wohl die religiösen Gedanken über das Jenseits gesteigert und verdichtet.

Indes die Ansicht, die bis vor kurzem, ausgesprochen und un-ausgesprochen, die Wissenschaft beherrschte, nämlich daß entwick-lungsgesetzlich für alle Rassen und Völker die gleichen Normen gelten, ließ auch über die Totenbräuche der Urzeit falsche Ur-teile entstehen. Man zog nämlich seine Schlüsse aus dem reli-



111. Irische Dolmenanlage (bei Castle Wellan)
(Nach Willy Pastor: „Aus der germanischen Vorzeit")

giösen Verhalten der äquatornahen Naturvölker, das ersichtlich vor allem von Furchtgefühlen bestimmt war.

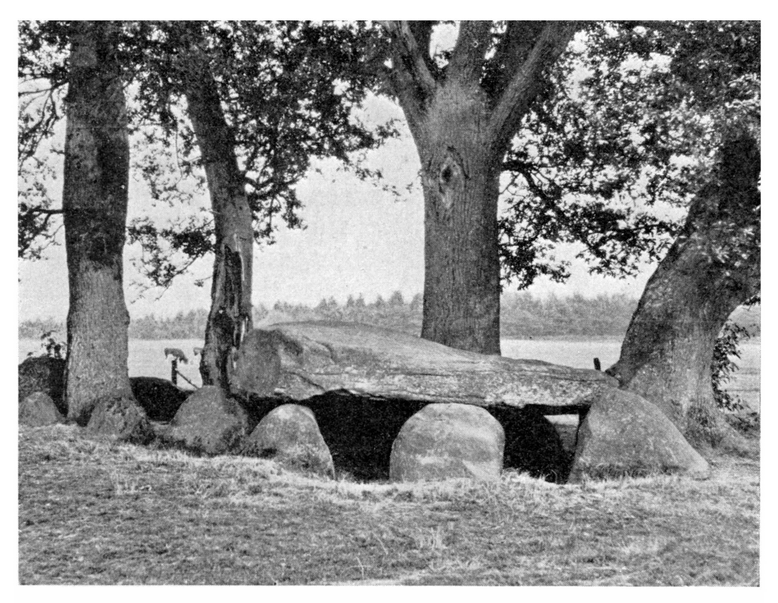
Am besten ist es, den Toten einesteils mit seinem Los zu versöhnen, damit er nur ja nicht wiederkommt. Je stattlicher die Geschenke, die man ihm in die Gruft gibt, um so besser. Sicherer noch ist es, diese mit dicken und schweren Steinen zu bedecken, die ihn am Wiederkommen verhindern. Wenn überdies alte, recht häßliche Weiber ein mißtönendes Geschrei erheben, so wird er sich ängstigen und nicht daran denken, sein letztes Lager zu verlassen.

Gewiß, die Totenbräuche der Süd- und Ostvölker sind größtenteils so zu erklären. Aber diese Erklärung auf die Urzeit unserer Vorfahren anzuwenden, heißt die rassische Grundlage des Daseins übersehen. Das urtümliche Bild nordischer Totenverehrung zeigt nichts von Furcht. Der Dolmen, der gewaltige Steintisch steht auf weithin sichtbarer Höhe. Sein Felsgefüge ist keineswegs so errichtet, daß es den Toten gleichsam erdrückt. Ja die Meinung, daß man diesen nicht unter, sondern ursprünglich auf ihm beisetzte, damit er dem Licht und den Lüften möglichst bald zurückgegeben wurde, ist recht wahrscheinlich. Überhaupt sind diesen Steindenkmälern wohl einfache Holzgerüste vorausgegangen, wie sie heute noch bei gewissen Indianerstämmen üblich sind und bei einzelnen sibirischen Völkern.

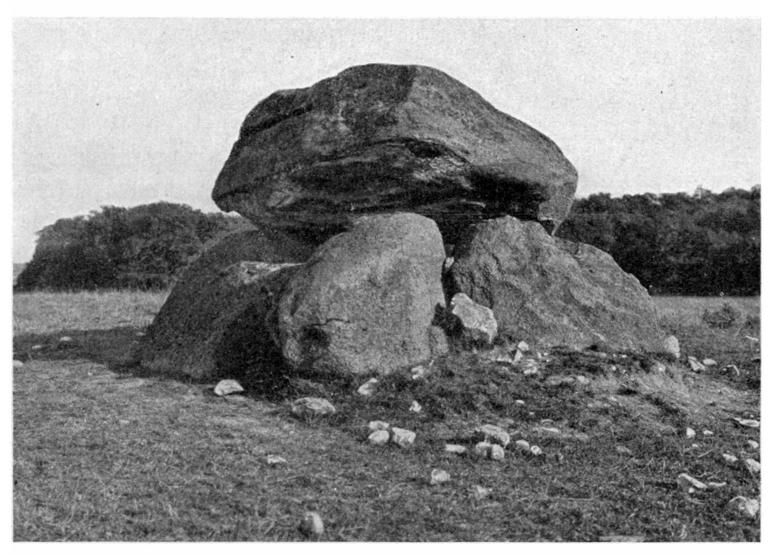


112. Steintisch von Torre Trencada. Die Abbildung zeigt, wie der Dolmen sich bei seiner späteren Verbreitung im Mittelmeergebiet abwandelt
(Aus: Seeger, Vorgeschichtliche Steinbauten der Balearen)

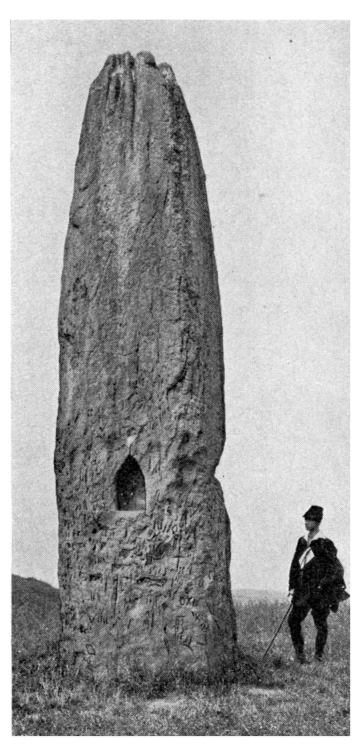
Auf jeden Fall enthalten die bretonischen, irischen und britischen Dolmen keine Bestattungen, und doch steht es außer Zweifel, daß sie die Vorformen der Großgräber der Jungsteinzeit waren (Abb. 111, 112, 113, 114, 115). Die Sitte, den Toten mit angezogenen Knien und in gekrümmter Körperhaltung beizusetzen, ist jedenfalls nicht urnordischer Herkunft. Bereits den Jüngling von Le Moustier glaubte man in dieser „Schlafstellung" anzutreffen, eine Stellung, die der im Freien schlafende Südländer bevorzugt, um in den kühlen Nächten die eigene Körperwärme auszunutzen.



113. Megalithgrab bei Wildeshausen (Oldenburg)



114. Dolmen bei Birkenmoor (Schleswig-Holstein)



115. Gollenstein bei Blieskastel (Rheinpfalz). Einer der in Deutschland seltenen Menhire

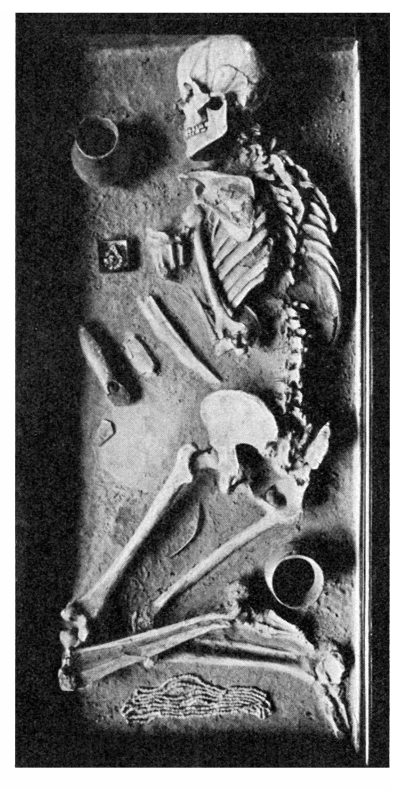
Man hat außerdem angenommen, es könnte sich um die Nachahmung der Lage des ungeborenen Kindes im Mutterleib handeln, daß also der Mensch so wieder aus dem Leben scheide, wie er eingegangen sei. Der Gedanke scheint freilich für einfache Naturgemüter etwas zu gesucht. Oder es wurde vermutet, daß der Tote in dieser Lage gefesselt wurde, bevor die Leichenstarre eintrat, aber auch für diese Fesselung wurden zwei Gründe geltend gemacht, einmal jener der Furcht vor Wiederkehr, zum zweiten der, man habe den Kadaver auf den denkbar kleinsten Raum zusammenbiegen wollen, um mit der bei den Geräten jener Tage, besonders im Winter recht mühseligen Arbeit des Aushebens der Grube möglichst wenig Arbeit zu haben.

Daß der zuletzt angeführte Grund, zum mindesten mitbestimmend wirkte, ist nicht von der Hand zu weisen, wie er auch beim Übergang zu der raumsparenden Leichenverbrennung im Spiel gewesen sein mag (Abb. 116).

Dem Norden, dem Ostseekreis ist diese Weise fremd. Dort entstehen nach den älteren westlichen Vorbildern, aber doch in selbständiger Abwandlung die Großsteingräber, wie etwa die Sieben Steinhäuser von Fallingbostel in der Lüneburger Heide. Wie der Lebende ein Haus hatte, so erhält auch der Tote eins. Und diese Totenbehausung ist nicht einfach aufzuführen. Der Transport und die Aufstellung der Felsblöcke erfordert gewaltige Kraftleistungen. Ohne Hilfsmittel, wie die schiefe Ebene, ist

er oft nicht vorstellbar, ebenso kaum ohne Gespanne, und damit wird wieder bestätigt, daß die Viehhaltung schon in der jungen Steinzeit im Norden heimisch gewesen sein muß.

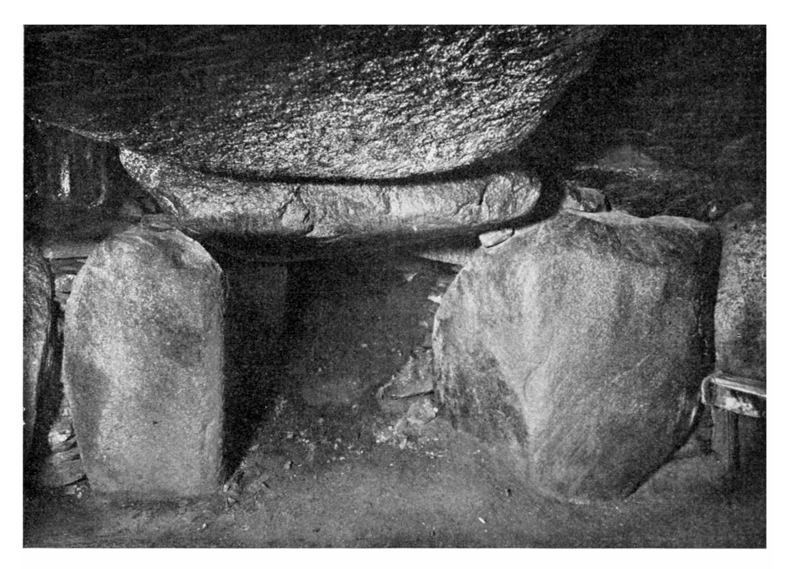
Die Außenseite der Findlingsklötze beläßt man in ihrem rohen Zustande, die Innenseite wird geebnet und abgesprengt, zumeist durch ein Gefrierverfahren oder durch Eintreiben von Holzkeilen, die man in Wasser quellen ließ.



116. Hockergrab von Rössen bei Merseburg

Die großen Anlagen, wie die von Fallingbostel, dienen bereits der Bestattung ganzer Sippen. Die größte unter diesen trägt eine Deckplatte im Ausmaße von 6:7 Metern. Diese Fläche ist so gewaltig, daß bis zu dreißig Menschen stehend unter ihr im Innern Raum haben. An den Innenwänden der Grabinnenräume finden sich nicht selten symbolische Zeichen, die die religiöse Bedeutung der Totenweihe erhöhen und das Sonnenrad, ⊕, ( ), die Spaltung des Jahres bezeichnen, ja in dem jungsteinzeitlichen Irland begegnet man bereits der Grundform des Christogramms oder Labarums, das aus dem Lebensbaum oder Achtstern entstanden ist und sich mit dem Symbol der Spaltung vereinigt ☧. (Siehe Kap. 8.)

Wie bereits in dem Schädelnest von Ofnet im fränkischen Jura alle Köpfe nach Westen blicken, liegt auch in den Großgräbern der Leichnam in der Richtung nach Sonnenuntergang, dort, wo



117. Der „Denghoog" bei Wenningstedt auf Sylt. (Phot. Pförtner, Westerland, Sylt)
Germanische Kultstätte aus dem Jahre 3000 v. Chr.

das Gestirn des Lebens versinkt in der Tiefe der Nacht und des Meeres. Verschiedene Anzeichen deuten überhaupt darauf hin, daß die Versenkung im Wasser stellenweise vorübergehend gebräuchlich war. Meer, See, Moor und Strom ist der Bezirk der Tiefe, der Nacht und des Todes, in den das mit dem Licht sinkende Leben eintaucht, und aus dem es verjüngt wieder hervorgeht. Der Gotenkönig Alarich wird im Flußbett des Busento versenkt.

Aus dem Wasser kommen die kleinen Kinder, und der Sumpf- und Wasservogel Adebar, der Lebensbringer, der Storch, süddeutsch der Eiber, bringt sie dem Menschen.

Der Glaube an Dauer und Wiederkunft ist es, der sich machtvoll in den Ganggräbern verkündet, in denen ein steinumhegter Zugang zu der Grabkammer hinführt, wie in dem „Denghoog" auf der Insel Sylt (Abb. 117, 118). Der Name weist wohl auf „Thing", Versammlungsplatz, Richtstätte, hin. Die Totenkammer umfaßt eine Fläche von 4 : 6 Metern. Vielfach sind die Innenräume dieser Sippengräber gegliedert und eingeteilt, und wenn auch die Zwischen-



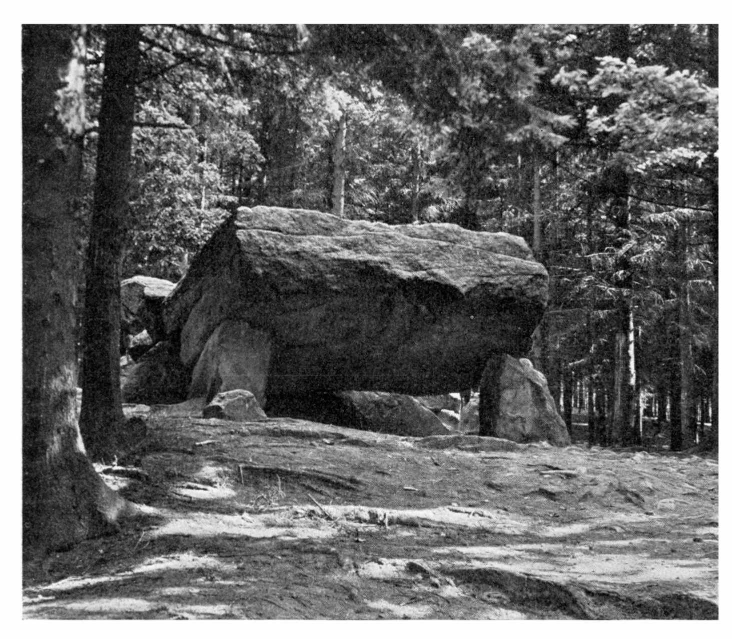
a



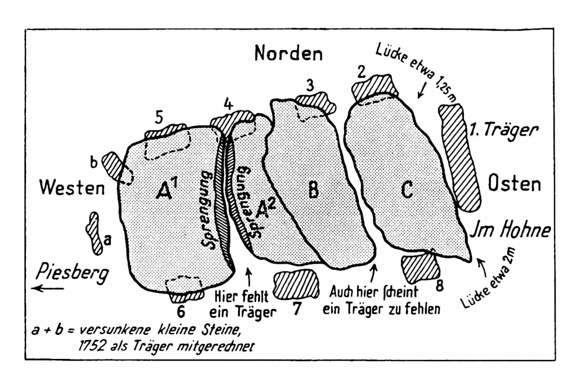
b

118. Ganggrab Denghoog auf Sylt
(Nach L. Wilser)

a Querschnitt, b Grundriß



119. Die Karlssteine im Hohne bei Osnabrück
(Phot. Rud. Lichtenberg, Osnabrück)

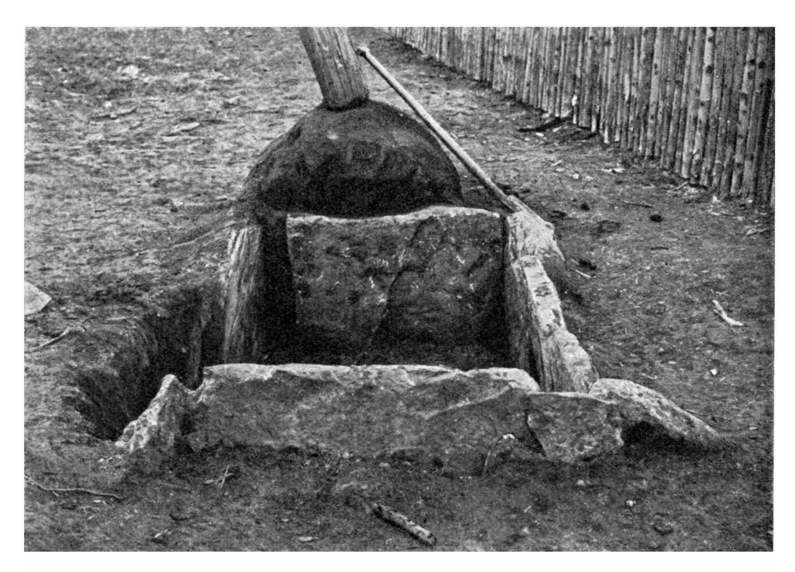


120. Grundriß der Karlssteine im Hohne bei Osnabrück

wände von Holz und Lehm vergangen sind, so geben die verwitterten Spuren doch noch am ehesten ein Bild von Türen und Torverschlüssen, von denen wir sonst keine Vorstellung haben, da die Behausung der Lebenden meist ohne Zeugnis vergangen ist. Eins aber ist gewiß, eine Bevölkerung, die so überwältigende Totenmäler schuf, wie die „Karlssteine" am Piesberg bei Osnabrück (Abb. 119) oder die eine so sorgfältige Steinbearbeitung lieferte, wie die Erbauer der späteren Steinkisten — die Abbildung zeigt eine solche von Unterrißdorf —, eine solche Bevölkerung verstand auch zu wohnen, sich häuslich, wettersicher und bequem einzurichten in Holzbauten, die gewiß, soweit sie Volksführer oder Kultstätten beherbergten, nicht weniger imposant waren.

Zum Teil mag der Mensch aus praktischen Gründen zur Leichenverbrennung übergegangen sein, ein Brauch, der vor allem die Bronzezeit beherrscht, zum Teil aber auch aus religiösen Gründen, die in der lodernden Flamme ein sinnfälliges Zeichen des Lichtes und der Sonne, der Vernichtung und zugleich des Lebens erblickte.

Im ganzen verrät gerade dieses Zeitalter in Schmuck und Weihezeichen (Abb. 122, 123) ein Wiederaufleben des urtümlichen Sonnenglaubens, aber die alte Anschauung der Einheit von Leib — Seele, die in dem Pyramidenbau und der Mumienpflege der Ägypter, die ebenfalls von urnordischen Wanderwellen berührt wurden, ihren starrsten Ausdruck findet, scheint einer neuen Platz zu machen, die der Seele eine Entlastung



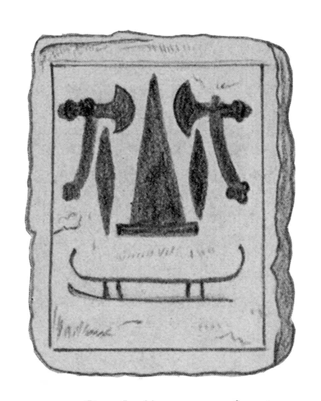
121. Schnurkeramisches Steinkistengrab bei Unterrißdorf

und Befreiung vom Körper wünscht. Trotzdem muß die Vorstellung, der Leib existiere weiter, bestanden haben, vielleicht als ein Scheinleib, ein Lichtleib, sozusagen „verklärt", denn die Beigaben, Trank und Speise, Waffen, Kleidung und Gerät, werden weiterhin verliehen und mit der Asche in der Brandurne geborgen. Das Königsgrab von Seddin zum Beispiel, wohl die letzte Ruhestätte eines germanischen Semnonenfürsten, in der Priegnitz in der Mark, zeigt einerseits, wie lebensnah man sich das Dasein jenseits der Todesschwelle dachte, andererseits, wie sorgsam solch ein Herr auf Körperpflege und Auftreten achtete, wie trefflich seine „Kinderstube" gewesen sein mußte.

Neben einer Reihe größerer und kleinerer Beigefäße finden sich natürlich Schwert, Lanzenspitze und Tüllenbeil, dazu das Handmesser am Gürtelring.

Der Schmuck (Armreif, Halskette und Fingerringe), ist würdig und nicht überladen, und Kamm, Rasiermesser und Pinzette zur Haar- und Bartpflege dürfen keinesfalls fehlen.

Warum ist die Vorgeschichte gegenwartswichtig? Weil sie die



122. Darstellung auf einer der Grabplatten von Kivik (Schonen). Späte Bronzezeit. (Kultbeile und Auslegeboot)

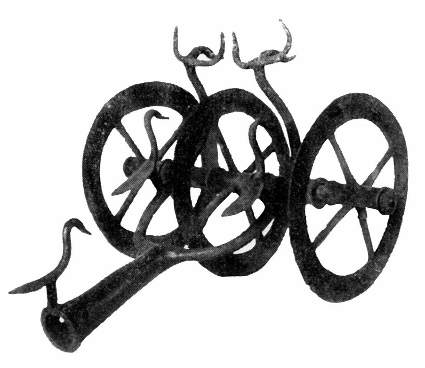
Grundlage der Entfaltung unseres eigenen Wesens auf dem gleichen Boden und der gleichen rassischen Erbmasse bietet. Aber in einzelnen Fällen zeigt sich, daß noch die heutige lebendige Volksüberlieferung so zäh und erdhaft ist, daß sie sogar einzelne Vorgänge aus grauer Vorzeit, wenn auch verdunkelt und getrübt, festgehalten hat. Dem Volksmund nach war unter jener riesigen Erdschüttung in Seddin der König Hinz in einem dreifachen Sarg begraben. Und in der Tat, der Gruftraum, nach Art der frühmittelländischen Kuppelbauten mit sich gegenseitig überkragenden Steinplatten überwölbt, wirkt wie ein in sich geschlossenes dickwandiges Riesengefäß, in dem die Brandurne aufgestellt ist, die ihrerseits eine Bronzeurne umschließt.

So ging von einem Grabhügel bei Peckatel in Mecklenburg die Sage, daß darin von Zwergen ein Braukessel gehütet werde, bis schließlich die Ausgrabung einen prachtvoll erhaltenen fahrbaren Kessel auf einem Rädergestell zutage förderte.

Rad und Wagen, in der Bronzezeit noch junge Erfindungen, scheinen bald in den Dienst kultischer Bräuche getreten zu sein, zum Teil wohl deshalb, weil das Rad als Sonnensymbol noch älter ist als sein praktischer Gebrauch. Der Brauch, zur Sonnenwendfeier brennende Räder bergab rollen zu lassen, zeigt, wie heute noch das Rad als Sinnbild des Sonnenumlaufs und der Drehung des Jahres im Volksbewußtsein weiterwirkt. So ist der Sonnenwagen von Trundholm ein heiliges Gerät, ingleichen der Bronzewagen von Strettweg, und aus frühgeschichtlicher Zeit berichtet Tazitus von dem heiligen Wagen der nordischen Göttin Nerthus, auf dem ihr Bildnis zur Festzeit durch die Gaue gefahren wurde (Abb. 123).

Es geht mit der schlichten lokalen Überlieferung von Seddin und Peckatel wie mit der über das Abendland hin weltweit ver-

breiteten Kunde von Troja und dem Palast des Königs Minos auf Kreta, die sich unter den Händen Schliemanns und Arthur Evans' auch eines Tages aus dem Mythus zur Wirklichkeit verwandelte, und Ur in Chaldäa, bisher die sagendunkle biblische Heimat Abrahams, wurde von dem forschenden Spaten Leonard Wolleys als eine heute noch greifbare Tatsache der Frühgeschichte freigelegt. Lauter Ereignisse, die dazu beitragen, dem Mythos einen verstärkten Gehalt an innerer Wahrheit und Echtheit zuzumessen.



123. Bronzewagen von Burg (Spreewald)

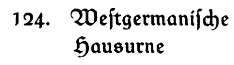
Im Ostseekreis tritt während der Bronzezeit ein Bestattungsverfahren auf, das wiederum das Streben nach Dauerhaftigkeit der Körperhülle verrät, der Baumsarg.

Der Leichnam, in seinen Mantel gehüllt, unter Umständen außerdem noch in eine Tierhaut, wird in einem ausgehöhlten Eichenstamm untergebracht, dessen abgesägtes Längsoberteil den wuchtigen Deckel bildet.

Die besondere Gerbsäure des Eichenholzes wirkt konservierend, erst recht, wenn die Leiche im Moor beigesetzt wird oder mit einem Hügel aus mooriger Wiesenerde überdeckt wird.

Im Süden wird das Verbrennen zugunsten der Streckbestattung Ende der Bronzezeit wieder aufgegeben, offenbar infolge fremder Einflüsse.

Während die Ostgermanen dem Gedanken an ein Fortleben nach dem Tode noch einmal dadurch verstärkten Ausdruck verleihen wollen, daß sie die Urne mit der Andeutung eines Gesichts versehen, das den Toten vorstellen soll, die Westgermanen dadurch, daß sie seine Asche in ein Gefäß in Hausform füllen, um ihm eine Unterkunft im Jenseits zu bereiten, scheinen sich in dem Grenz- und Siedlungsgebiet der südwärts wohnenden keltischen und illyrischen Mischvölker die religiösen Vorstellungen zu verwischen und zu vermischen.

124. Westgermanische Hausurne



125. Brandurne der Bronzezeit (Alt-Küstrinchen)



126. Ostgermanische Gesichtsurne

Die Lausitzer Gegend ist damals wie heute zur Ostmark germanischen Volkstums geworden. Ja der Kampf zwischen den ostisch-slawischen Nachbarn von heute, den Polen, und uns um die Reichweite der völkischen Ansprüche im Osten greift auf die Vorgeschichte über. So möchte der polnische Gelehrte Kostrzewski, ganz entgegen seinen Vorkriegsanschauungen, die Lausitzer Kultur und ihre Träger nun schlechthin den Frühslawen zuzählen, der Hamburger Forscher von Richthofen, der ihm schärffste Fehde ansagte, ist geneigt, ebenso wie Gustaf Kossinna, die Illyrier zu den Schöpfern dieser Gesittung zu ernennen, und Karl Schuchhardt rechnet die Lausitzer der Vorzeit zu den Germanen, wie es scheint, mit größter Berechtigung. In den Gefäßbeigaben der Lausitzer Kultur zeigt sich eine besonders geschulte gewerbliche Befähigung und sehr abwandlungsfähiger Formenreichtum* (Abb. 127, 128).

In der Hallstattzeit setzt sich der alte Brauch des Verbrennens zwar noch fort, aber ohne Sorgfalt und ohne Sicherheit der religiösen Anschauung; zuweilen sind die Toten auch bestattet, ja ab und zu teils bestattet, teils eingeäschert. In der keltisch beeinflußten, ja man kann sagen, bestimmten Latènezeit, die vom Jahr 500 bis über den Beginn unserer Zeitrechnung in geschichtliche Zeit hereinragt, ist eine gesteigerte Nachlässigkeit zu bemerken,

* Dies im Gegensatz zu dem Verfall der Keramik, der sich im allgemeinen während der Bronzezeit feststellen läßt.

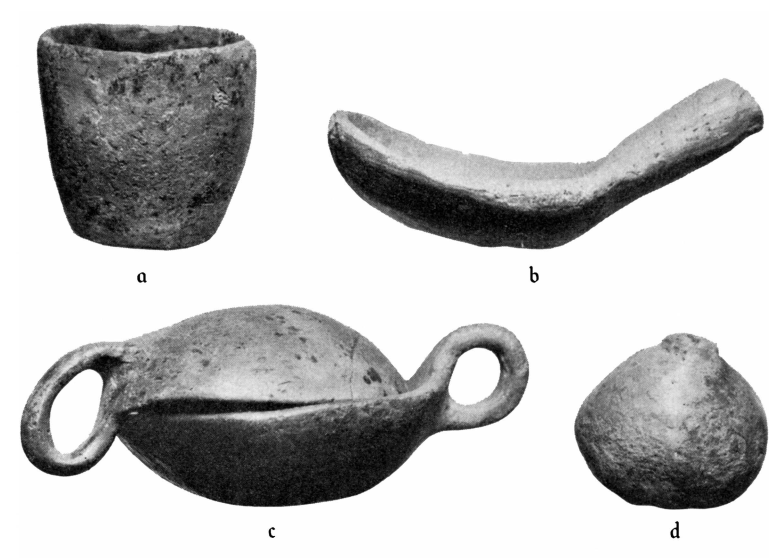


127. Lausitzer Buckelterrine. Die Buckelkeramik, so genannt nach den heraus-getriebenen Spitzbeulen, bezeichnet den Höhepunkt ostdeutscher Töpfereikunst während der Bronzezeit (Fundort: Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow) (Im Besitz des Verfassers)

und in kaum erkennbaren Flachgräbern ist zuweilen die Brand-asche, sorglos hingestreut, nur an der Humusfärbung zu er-kennen. Zu dem prunkenden Reichtum der Hallstattleute und der im Gebrauch des Eisens technisch rasch fortschreitenden Entwick-lung der keltischen Latène-Menschen steht die sich so bekundende Zersetzung der Welt- und Gottesanschauung in einem schreienden Gegensatz. Wir Heutigen, die wir es erlebten, bis zu welcher Höhe das Verlangen nach Luxus und äußerer Bequemlichkeit steigen kann, und bis zu welchem Tiefpunkt zugleich die Ehrfurcht vor den Vorvätern, vermögen aber diesen Widerspruch nur zu gut zu verstehen.

Die genannten Epochen sind es wohl auch, in denen die ursprüng-lich so einheitliche Licht- und Sonnenreligion sich mit einem bunten Schwarm von Göttergestalten durchsetzte und eine formenreiche Vielfalt an Stelle einer nur durch das Symbol redenden Einfalt trat.

Die mannigfaltige kriegerische und friedliche Berührung und gegenseitige Durchdringung der Germanen mit westwärts hausen-



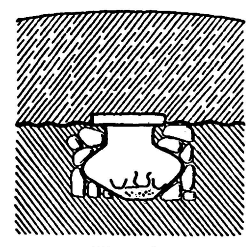
128. Besonders bezeichnend sind auf den Urnenfriedhöfen der Lausitzer Kultur die Kinderbestattungen. Die Brandasche befindet sich in zwei übereinander-gelegten Näpfen (c). Als Beigaben Spieltöpfchen (a), Tonlöffel (b) und Kinderklapper (d). (Fundort: Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow)

den Kelten, die ja gerade in der Latènezeit ins Wandern und Plündern geraten und mit den südostwärts wohnenden Illyriern, nahm ihrer Entfaltung die innere Ruhe und Sicherheit und machte sie in der Folge dem vordringenden Christentum, von dem sicherlich gewisse Züge ihrer lichtfrohen Überlieferung entsprachen, andere ihr aber um so schroffer widersprachen, zugänglicher, als man erwarten sollte.

Um zum Beispiel den sittlichen Forderungen der Demut und Feindesliebe Gehör zu verschaffen, bedurfte es schon einer gewissen Lockerung der überkommenen Gemütsfassung, die nur dem Gottesfreien das volle Lebensrecht zusprach und nicht dem Gottesknecht.

Freilich der Römer Tazitus entwirft eine Schilderung freier, kraftvoller und sittenreiner Germanen, aber erstens hält er dies Bild der zersetzten und angefaulten römischen Gesellschaft als Sittenspiegel und Warnung vor, zweitens zeichnet er eine ehr-

liche aber rauhe Barbarenwelt, deren Vorstellung weder der gedanklichen Höhe noch den äußeren Formen der Lebenshaltung unserer Vorfahren gerecht wird. Er tut es, um die aus dem Norden drohende Gefahr um so drastischer zu veranschaulichen. Es bleibt nur ewig schade, daß das vielbändige Germanenwerk seines wichtigen Gewährsmannes Plinius, der im Gegensatz zu ihm das deutsche Land und seine Menschen als Reiteroffizier gründlich kennengelernt hat, verlorenging.



129. Brandurne mit Deckel (Hallstattzeit)

Und schließlich stehen schon für ihn die nordwärts hausenden Stämme, Cherusker, Chatten, Semnonen im Mittelpunkt des Betrachtens und Bedenkens. Vom unberührten und rassetreuen Norden gehen ja auch die Wanderungen aus, die der Geschichte des frühen Mittelalters das Antlitz prägten. Aus Jütland dringen bereits die Kimbern und Teutonen hundert Jahre vor der Zeitwende in die Lombardei und nach Südfrankreich vor, der norddeutsche Cheruskerstamm, das Kernvolk der späteren Sachsen, wirft unter Armin die römische Front an die Rheinlinie zurück, in der Zeit, als Rom selbst zum Angriff übergeht, ein Jahrhundert später.

Es ist ungefähr dieselbe Gegend, aus der sich bereits in der Jungsteinzeit die Grundrichtung der abflutenden Wanderbewegung nach Südosten wendet. Dieselbe Gegend wird in der Bronzezeit, als ums Jahr 1000 v. Chr. dem anfänglich so günstigen Klima eine erhebliche Verschlechterung und Abkühlung folgt, die zur Landnahme in der Ferne nötigt, zum Ausgangsherd. Bis an die Gestade des Schwarzen Meeres dringen diese Krieger- und Bauernvölker vor, und Nordleute sind es, die, dort zuerst als Germanen deutlich erkennbar, von den antiken Schriftstellern erwähnt werden, die Bastarnen. Die Grabstätten der Vorzeit sind es, welche die zahlreichsten Spuren der Daseinsform enthalten, viel mehr als die an sich dürftigen Siedlungsreste; sie kennzeichnen auch nebst ihrem Inhalt am besten die Völkerverschiebungen vor unserer Zeitrechnung.

Aber auch da, wo die geschichtlichen Schriftquellen anfangen

zu reden, sind sie noch aufschlußreich genug. So ist der Grabstein des Centurionen Caelius, der in der Varusschlacht fiel, eine wertvolle Ergänzung der historischen Berichte.

Die Sitte, Grabsteine aufzustellen und zu beschriften, Gedenkmäler in jener flachen, glatt zubehauenen Form, der wir heute noch auf unseren Friedhöfen begegnen, geht auf die Römer zurück, die sie auf germanischem Boden ihren gefallenen oder verstorbenen Legionären und Offizieren errichteten. Mit dem Aufkommen des Christentums erscheinen auf ihnen auch die kirchlichen Symbole, die Taube und das Christogramm: ☧.

Latinisierte Germanennamen, auch solche von Frauen und Kindern zeigen, daß auch die einheimische Bevölkerung zu dem fremden Brauch überging. Was im sechsten Jahrhundert, als es mit der politischen Macht Roms längst vorbei ist, im Rheinland unter der Hand des deutschen Steinmetzen aus der lateinischen Grammatik werden kann, zeigt die Inschrift auf einem römisch-fränkischem Grabstein vom Albansberg bei Mainz, lautend: „In hunc tumulum requiiscit filia numine Munetrudis qui vixit annus XXI". Der Text (nach Carl Endres) soll heißen: „In diesem Grabe ruht ein Mädchen namens Munetrudis, welches einundzwanzig Jahre gelebt hat." Es ist so gut wie alles falsch. „In hunc tumulum" für „in hoc tumulo", „requiiscit" für „requiescit", „numine" statt „nomine", „qui" statt „quae" — es handelt sich ja um ein Mädchen — und „annus" statt „annos". Allmählich treten deutsche Inschriften auf; die äußere Ausstattung des Steins, welche häufig in flacher Reliefarbeit eine rundbogengefaßte, von Säulen umrahmte Nische andeutet, zeigt technisch und künstlerisch den Verfall der römischen Arbeit.

Im Norden erhält sich die Leichenverbrennung in den ersten frühchristlichen Jahrhunderten und nur, wo strichweise auch dort römisches Brauchtum eingedrungen ist, begegnet man der Streckbestattung. Das angelsächsische Beowulfslied enthält die erschütternde Schilderung der Errichtung des Scheiterhaufens und der Leichenfeier. Helme, Schilde und Brünnen werden dem Toten, seinem Wunsch gemäß, mitgegeben. „Weithin sichtbar den Wo-

genfahrern" wird am klippigen Strand Hügel und Grabmal errichtet, und zehn Tage währt es, bis dies Werk vollendet ist. Erstaunlich ist der deutliche Anklang dieser Darstellung an die Leichenfeier, die in der Ilias Achill dem Freunde Patroklus bereiten läßt. Anderthalb Jahrtausende liegen zwischen den mythenbildenden Vorgängen der beiden Dichtungen, und doch zeigt sich in beiden dieselbe frühbronzezeitliche Überlieferung lebendig.



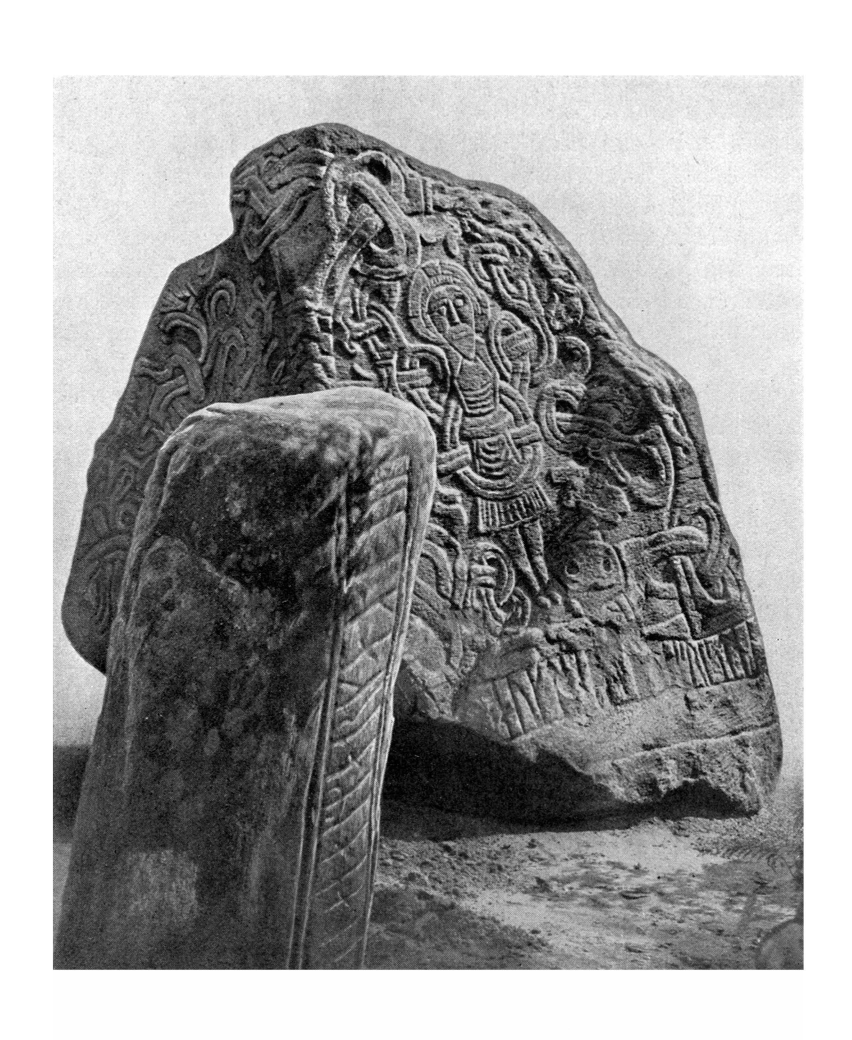
130. Jungsteinzeitliches Beil

Im norddeutschen Sachsenland wird die Brandbestattung erst durch die drakonischen Bestimmungen Karls des Franken ausgerottet, der in diesem Vorgehen eine wirksame Ergänzung zur Zwangstaufe erblickte.

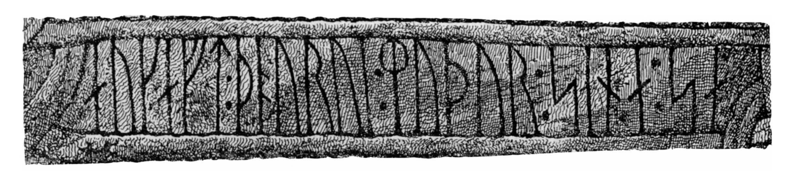
Zur Wikingerzeit, also etwa im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung werden im Norden Grabsteine mit Runeninschriften errichtet, deren Verwendung auf Schmuck, Waffen und Trinkhörnern in der Völkerwanderungszeit bereits eingesetzt hat. Es sei aber auch hier daran erinnert, daß diese Schriftzeichen keineswegs damals „erfunden", sondern nur zuerst zweckhaft gebraucht worden sind, ihre Vorformen, die in der Altsteinzeit verwurzelt sind und dem Brauchtum religiöser und kalendarischer Symbolik entstammten, sind um viele Jahrtausende älter. Man vergleiche das steinzeitliche Beil (H. Wirth, „Die heilige Urschrift der Menschheit". Lieferung 8. Tafel 334). (Abb. 130).

Der dänische große „Jellingestein" (Abb. 131) stammt zwar bereits aus christlicher Zeit, die Aufschrift selbst und das kennzeichnend germanische Bandgeschlinge des Ornamentes bezeugen aber, daß keinerlei römischer Einfluß vorliegt. Harald, so steht da geschrieben, der siegreiche Herrscher über Dänemark und Norwegen, der Sohn Gorms und Thyras, der die Dänen zu Christen machte, habe den Stein errichtet.

Die Figur auf der Rückseite in ihrer Schlingenfesselung zeigt nur ganz leichte Anklänge an die Christusgestalt. Ein Blick auf eine der Runenzeilen der Vorderseite verrät deutlich, wie das kalendarische Gesetz der Spaltung und Umkehr diese verhältnismäßig späten Schriftformen noch beherrscht (Abb. 132).



131. Jellingesteine in Dänemark



132. Runenzeile vom Jellingestein

Da ist die Jahreslinie Nord—Süd ᛁ, überschnitten von der Diagonale des Sonnenabstiegs Nordost — Südwest ᚾ und ihre Umkehrung ᛅ, da ist das Urzeichen ᚢ, die Spaltung des Menschzeichens ᛘ, die des Lebensbaumes ᛉ und des Jahres ᚦ und das Jahr selbst ᛟ. Es würde hier zu weit führen, zu zeigen, wie es Hermann Wirth getan hat, daß nach Anzahl, Bedeutung und Stellung die Runen dem Sonnengang folgen und in kreisförmiger, ja besser noch in spiralförmiger Anordnung vorzustellen sind, genau wie sich kretische Inschriften in spiraliger Aufreihung vorfinden und indianische Bilderschriften.

ᚺᚠᚱᛁᛜᚠᛡᛚᛖᚢᚷᚠᛉᛁ

ᛜ=ng, aus der Spaltform () zu ᛜ entwickelt

Spaltform ᚨ aus ↑

ᛉ=Menschzeichen

133. Inschrift auf dem Haringastein (Södermanland)

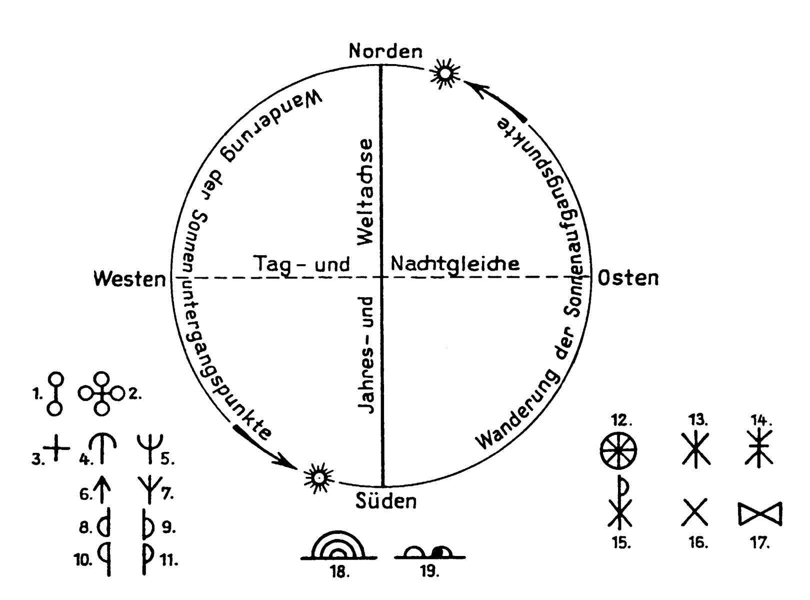
8. Auf den Spuren der Urreligion

Daß unsere Vorfahren über ein achtbares technisches Können verfügten, daß sie den Stein zu meistern verstanden, Riesengrabmäler aufrichteten, Metalle zu gießen und zu formen wußten, daß sie im Waffenhandwerk unerreicht dastanden, sich wohnliche Behausungen einrichteten, vollständige und geschlossene Kleidung anfertigten, die von der heutigen viel weniger abweicht, als wir anzunehmen geneigt sind, alles das mag uns mit Stolz erfüllen und unseren Willen stärken, die hohen überkommenen Fähigkeiten weiter zu pflegen. Aber eine starke, innerliche Beziehung zwischen uns und unseren Ahnen kann nur dann entstehen, wenn wir von ihrer Weltauffassung und ihrer Schau des Daseins, wenn wir von ihrem religiösen Verhalten eine Vorstellung gewinnen. Dazu sind alle Tongefäße, Steinbeile und Bronzeschwerter, unsere sämtlichen Museen an sich noch nicht imstande. Deutlicher sprechen schon die Grabstätten. Denn wer den Toten sorgsam beisetzte, ihm wertvolle Beigaben mit in die Gruft gab, Waffen und Gebrauchsgegenstände, die er auch im Leben benötigte, der bewies schon dadurch, daß er an eine Fortdauer des Abgeschiedenen im Jenseits glaubte, daß er das Andenken an die Seinen fromm verehrte. Darüber hinaus entsteht aber gegenwärtig vor unseren Augen ein Bild der Vorwelt, das uns zeigt, nicht nur, daß die Vorfahren der nordischen Rasse überhaupt eine religiöse Einstellung zu Welt und Dasein kannten, ja nicht nur, worin diese ihre besondere Religion bestand, sondern daß sie die Schöpfer und Ersinner der Religion schlechthin, des Urglaubens der schöpferischen und kulturtragenden Menschheit gewesen sind. Dies Bild, wohlgemerkt, ist im Entstehen, seine Umrisse heben sich immer deutlicher ab, seine Flächen leuchten farbig auf. Bis es fertig und ohne Fehl vor uns steht, mögen noch Jahrzehnte vergehen.

Dem Forscher Hermann Wirth war es beschieden, nachzuweisen, daß Ende der Altsteinzeit nicht nur ein sprunghafter Fortschritt

der Technik zu verzeichnen ist, sondern auch die erste ablesbare Spur abendländischer Geistes- und Religionsgeschichte. Felsbilder und Schnitzwerke sind nicht selten mit sinnbildlichen Zeichen ausgestattet, die man bisher als sinnlose spielerische Kritzeleien bezeichnete, deren Deutung jedoch erst Hermann Wirth fand, der in ihnen die ersten Anfänge einer linearischen Symbolschrift erkannte, die ebenso wie ihre Träger im hohen Norden und zwar im arktischen Nordamerika beheimatet gewesen sein soll. Er nimmt an, daß dort in der Gegend des heutigen Labrador, an den Ufern und im Norden der heutigen Hudsonbay eine Rasse zu Hause gewesen sei, in denen die Vorfahren unserer europäischen Rassen zu erblicken sind. Erst unlängst stellte eine dänische Expedition unter dem Forscher Rasmussen in jenen Gegenden eine verschollene, von Eis und Schutt überdeckte Kultur fest, die einerseits starke Anklänge an die bronzezeitlichen Erscheinungen Skandinaviens, besonders Felszeichnungen und Schiffsbestattungen aufweist, andererseits solche an die Periode des Magdalenien. Dazu kommt, daß man rings um den Atlantik immer wieder jenen genannten Zeichen begegnet, die unverstanden in der Ornamentik und im Brauchtum sich bis in unsere Zeit hinein erhalten haben.

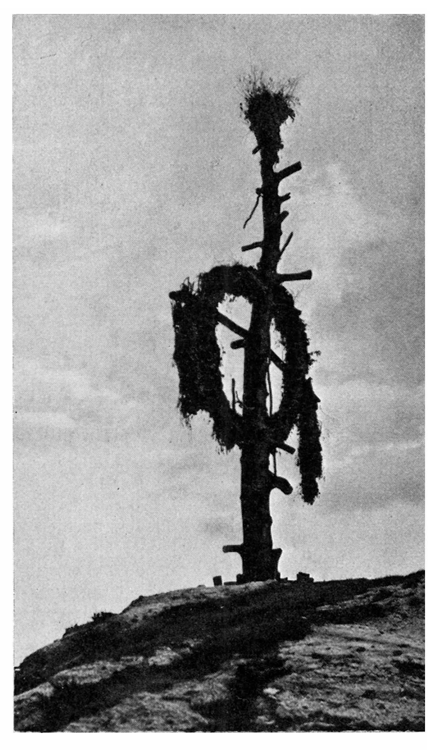
Was vermutet man nun über die Herkunft dieser Symbole? Die hohe Schule der Menschheit ist zweifellos der Norden, ja sogar der hohe Norden gewesen. Die äquatornahen Zonen mit ihrem Überschwang an Früchten und Getier, mit ihrem ermüdenden Überschuß an Sonnenlicht und Sonnenwärme sind nicht geeignet, eine kämpferische, körperlich und geistig bis aufs äußerste werkbereite Bevölkerung zu züchten. Nur wo der Daseinskampf schärfste Formen annimmt, nur wo die höchste Lebendigkeit und Opferwilligkeit im Dienste der Gemeinschaft tätig ist, wird sich jene Rasse gestaltet haben, die bis heute die Schicksale der Welt in ihre Hand nahm. Jene Rasse, die als die nordische und urnordische die Führer der indischen, persischen, der römischen und griechischen und der abendländischen Kultur lieferte. Aber diese gleichartig geschaffene Grundrasse war auch von einer gleichartigen religiösen Haltung beseelt. Jedes religiöse Empfinden entspringt im Grunde der Sehnsucht. Der Sehnsucht nach dem, was man zu selten und zu geringfügig genießt. Und für den Nordländer



134. 1. Odilszeichen = Leben, Same, Nachkommenschaft. 2. Odilszeichen mit Tag- und Nachtgleiche. 3. Rechtkreuz. 4., 6. Zeichen des seine Arme Senkenden. 5., 7. Zeichen des seine Arme Hebenden (Menschzeichen). 8., 9., 10., 11. Spaltzeichen des Jahres. 12. Achtspeichiges Sonnenrad. 13., 14. Lebensbaum. 15. Christogramm. 16. Malkreuz. 17. Doppelaxt. 18. Die sich überwölbenden Bogen. 19. Die „2 Berge" = B

ist dies das Licht und die Wärme. Es versteht sich, daß für ihn, der bis zu einem halben Jahr zu einem Leben in Nacht und Kälte und Todesstarre verurteilt ist, der erste auffunkelnde Lichtstrahl der wieder erscheinenden Sonne als eine Verheißung von göttlicher Gewalt einwirkt. Es ist nur zu verständlich, wenn er die Nacht- und Taghälfte seines Jahreslaufes ganz genau nach dem Umlauf der Sonne beobachtet und regelt (Abb. 134). Beinahe unvermeidlich erscheint es, daß er als Jäger und Fischer sich mit den naturgegebenen Mitteln der Heimat seine Kalenderuhr selbst herstellt. Den großen Findlingsstein in die Mitte, einen kleineren, der den Sommersonnwendpunkt im Norden, einen dritten, der den Wintersonnwendpunkt im Süden bezeichnet, zwei andere, die die Tag- und Nachtgleiche im Osten und Westen markieren: so entsteht

das arktische Rechtkreuz mit den Kardinalpunkten der Windrose Nordsüd—Ostwest, so entsteht das Lebenszeichen oder Odilszeichen: ᛟ die angelsächsische Rune, das Symbol, das sich auf den noch im neunzehnten Jahrhundert gebrauchten Stabkalendern der schwedischen Bauern befindet. Es bedeutet: Leben, Same, Nachkommenschaft, so entstehen auch die Spaltformen ᑫᑭ ᗡᗞ ᑯᑲ ⊣⊢ ⟛, so das Rechtkreuz +, und all diese Zeichen sind nichts anderes, als Beobachtungsmerkmale und Begleitmarken, die dem Menschen zu Sinnbildern des Aufgangs und des Untergangs, des Werdens und Vergehens, eines ewigen Wechsels zwischen Leben und Tod werden müssen, er kann nicht anders, er muß sein eigenes Leben schicksalshaft und bewußt einbeziehen in den Rundlauf der Sonne um den Erdkreis, er fühlt sich in den Phasen seines winterlichen Kampfes und seiner sommerlichen Lebensfreude und Lebensbejahung eingebettet und geborgen in einem großen kosmischen Schicksal. Die Sonne wird ihm nicht wie dem Südländer zu einem Dämon neben anderen Dämonen, dem Hagel, dem Gewitter, dem Tiger, einem Dämon, den es zu beschwichtigen und zu besänftigen gilt, auch verehrt er die Sonne nicht fetischhaft als solche, sondern er erblickt in ihr das erhabene, lebenverheißende Sinnbild göttlichen Waltens. Bis in unsere



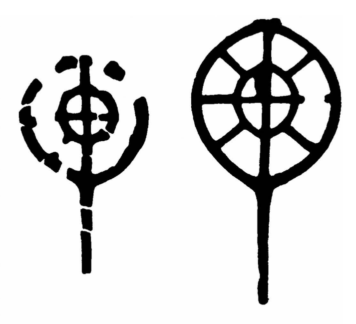
135. Queste von Questenberg

Tage hat sich, wenn auch nur halbverstanden, mehr gefühlt als bewußt die alte kosmische Schau im Brauchtum erhalten, so in den nordischen Julfesten um den Lebensbaum, aus dem unser Weihnachtsfest wurde, in den Sonnwendfeiern einschließlich der Sitte, brennende Feuerräder von den Bergen rollen zu lassen und im sonnensymbolischen Feste der Queste zu Questenberg im Harz (Abb. 135).

Mit dem Einbruch der letzten Eiszeit, die in Nordamerika ebenso verheerend nach Süden vordringt wie in der Alten Welt, werden jene Nordleute in ihrem schweren aber erträglichen Dasein aufs äußerste bedroht und zur Abwanderung gezwungen. Diese Abwanderung mag zum Teil ihren Weg nach dem mittleren Nordamerika eingeschlagen haben, zum Teil nahm sie ihre Richtung seewärts in der Richtung nach Südosten, wohl über Festlandsschollen und Inselbrücken des Atlantik, die in der Zwischenzeit versunken sind. Wir lassen es dahingestellt, ob die vielbesprochene und vielgesuchte Insel Atlantis, von der Plato berichtet, zu diesen Inselbrücken gehörte, ob sie ein Wunschtraum der Menschheit oder Wirklichkeit war. Der Umstand aber, daß die ersten Spuren höherer geistiger Gesittung, die ersten gewaltigen Steingräber, Steinkreise, Steintische und Steinsäulen der Vorzeit sich an den Westrändern des europäischen Festlandes in Irland, Schottland, in der Bretagne vorfinden, spricht dafür, daß die Erbauer jener Denkmäler von Westen her dort eindrangen und daß sie Seefahrer gewesen sind. 90% aller Gelehrten sind Landratten, und sie können sich nur schwer dazu verstehen, daß weite Strecken, auch für Naturvölker, zur See viel leichter zu bewältigen sind als zu Lande, daß Wüsten und Urwälder den Menschen vom Menschen weit unbarmherziger abriegeln, als das weite Meer, dessen Fischreichtum dem Seefahrer überdies die nötigste Nahrung verheißt.

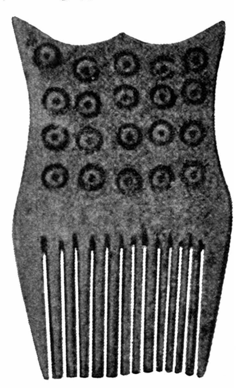
So gesehen wird aus der Alten Welt die Neue und aus der Neuen die Alte. Als jene arktischen Atlantiker die neuen Küsten erreicht haben, erleben sie ganz neue Klimaverhältnisse und Sonnenstände. Der Sommersonnwendpunkt liegt nunmehr im Nordosten, der Wintersonnwendpunkt im Nordwesten ⊗, die

Untergangspunkte auf der Gegenseite des Kreises, und die Diagonalverbindungen dieser Orte bilden nunmehr ein Malkreuz X, ein liegendes Kreuz, das das arktische, in der Erinnerung fortlebende Rechtkreuz überdeckt und mit ihm zusammen den Achtstern bildet, um den sich nunmehr, wie um die Speichen ✳ eines Rades, der Sonnenlauf herumzieht ⊛ (Abb. 136).



136. Radnadeln der Bronzezeit

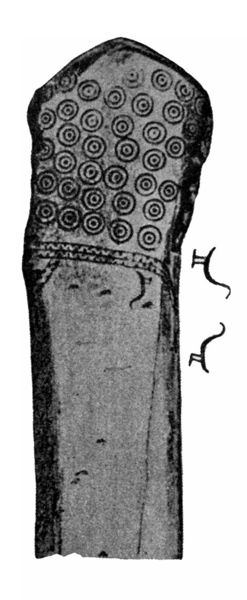
In Amerika haben sich hauptsächlich die Sinnbilder der arktischen „Anschauung" in der Überlieferung durchgesetzt, in Europa haben sie sich mit denen vereinigt, die aus der Sonnenschau in gemäßigten Breiten abzuleiten sind. Das polare Rechtkreuz + schmückt Bug und Steven der Schiffe auf den amerikanischen und schwedischen Felszeichnungen. Und diese Schiffe wiederum entstehen einerseits als bildnerische Erinnerung an das tägliche Leben einer seefahrenden Bevölkerung, andererseits als Wahrzeichen der Totenfahrt, die den Verstorbenen mit der sich senkenden Sonne in das Reich der Tiefe, der Gewässer, in denen die Sonne untergeht, geleiten, als Totengeleitschiffe.



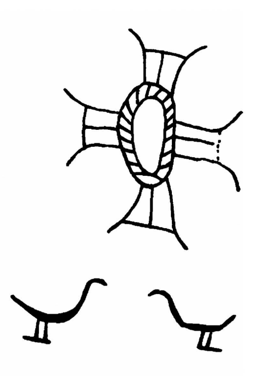
137. Kamm der Thulekultur. Fundort Aivilingmiut, Southampton Island, Nordseite Hudson Bay (Nach H. Wirth)

Eine Mittlerfigur zwischen dem unnahbaren, fernen Allgott und der Menschheit führt den Sonnenlauf, ein Menschen- und Gottessohn. Das Haupt von einem Strahlenkranz umloht, so tritt er uns in der Bronzezeit entgegen, oder wir erkennen ihn in dem „Gott im Rad".

Wie die Ornamente auf den Beinkämmen der „Thulekultur" (Abb. 137—139) dieselben Sonnenkreise zeigen wie die mittelsteinzeitliche

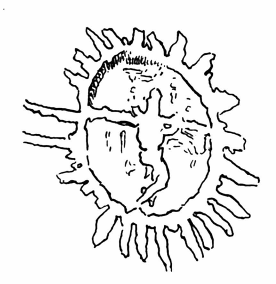


138. Oberer Teil einer Hirschhornhake, gefunden in der Umgegend von Aalborg (Dänemark). Die Ornamentik besteht aus den gleichen Sonnenzeichen und dem „Zahnleisten“-Ornament der Thulekämme. Es ist der gleiche „Geleitvogel“ dargestellt wie auf der sibirischen Schamanentrommel und auf dem Bronzewagen von Burg. (Mittlere Steinzeit, 7. bis 9. Jahrtausend v. Chr.)



139. Ornament auf einer sibirischen Schamanentrommel. (Vgl. die Geleitvögel Abb. 123)

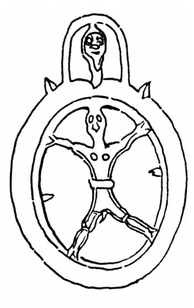
dänische Hirschhornhacke, wie diese wiederum mit denselben Geleitvögeln verziert ist wie die sibirische Schamanentrommel, die das Rechtkreuz aufweist, so spielt auch rings um den Atlantik der Gott im Rad eine eindrucksvolle Rolle. In erstaunlich christlich anmutender Gestalt steht er in einer vorkolumbischen Felszeichnung Nordamerikas vor uns (Washington, Columbia River, Rock Island). Wir begegnen ihm in der sardinischen Bronzezeit, und in den friesischen St. Nikolaskuchen, wie sie noch im achtzehnten Jahrhundert gebacken wurden: Drei Stationen am Wege einer weltweiten Wanderung durch Festländer und Epochen (Abb. 140—142). Genau so vielfältig abgewandelt und doch in seinem Grundsinn erkenntlich, tritt uns das Symbol des zur Sommersonnwende gespaltenen Jahres entgegen ◖◗. Die hettitische Hieroglyphe (Abb. 143) aus Vorderasien zeigt es ebenso wie die bronzezeitliche schwedische Felszeichnung (Abb. 144), wo noch dazu Tor mit dem Hammer abgebildet ist, wie er das Jahr in zwei Teile teilt, ein Vorgang, der so recht klarmachen kann, wie dieser echte Bauerngott durch seine Kalenderbedeutung gerade für den Landmann von Wichtigkeit ist, und was der Hammer mit dem bäuerlichen Dasein zu schaffen hat.



140. Der Gott im Rade. Nordamerika, Washington; Columbia River, Rock Island



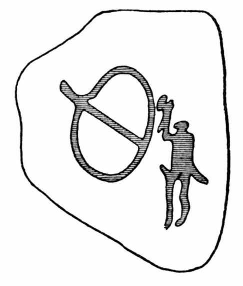
141. Der Gott im Rade. Friedland, St. Nikolaskuchen (18. Jahrh.)



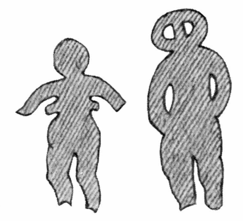
142. Der Gott im Rade. Sardinien (Bronzezeit)



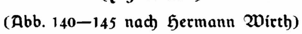
143. Hettitisch (Vorderasien)



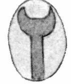
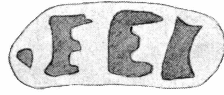
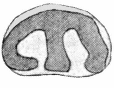
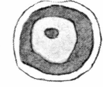
144. Felszeichnung von Tanum in Schweden. Thor spaltet das Jahr



145. Cueva de las Figuras (Pyrenäen)



(Abb. 140—145 nach Hermann Wirth)


146. Kiesel von Mas d'Azil



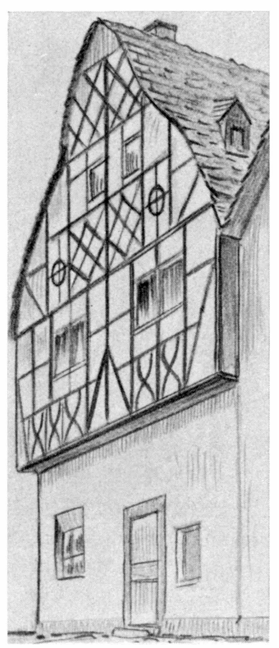


147. Mondsee. Bandkeramik. 148. Slavonien.

Die jungsteinzeitliche Felszeichnung aus den Pyrenäen (Abb. 145) schließlich zeigt in der Mittelfigur dieses Symbol zweimal, einmal in dem geteilten Haupt, dann in den henkelartig an den Leib angelegten Armen. Aber diese Gestalt ist von zwei kleineren flankiert, von denen der eine die Arme hebt, Zeichen des aufsteigenden Lichtes, der andere sie senkt, Zeichen des sich senkenden Gestirns. Die Kiesel der Höhle von Mas d'Azil gehören dem Pyrenäen-Kulturkreis der Übergangszeit zwischen älterer und mittlerer Steinzeit an (Abb. 146).

Sie sind bunt bemalt und zwar mit Zeichen, die man bisher entweder für eine Art Glücksspielmarken oder für müßige Spielereien gehalten hat.

Was wir aber erblicken, ist wiederum nichts anderes als das Zeichen des gespaltenen Jahres (D, des aufsteigenden Y und absteigenden Sonnenlaufs ᛏ, dasselbe, das uns später im Runenalphabet als die Tyr-Rune

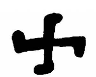


149. Sogenanntes „Runenhaus" (Leutesdorf/Rhl.), das in seiner Fachwerkaufteilung die Jahresrune ⊕, zu beiden Seiten und im Mittelfelde das Kreuz, aufsteigend aus dem ᛦ zeigt: ᛦ
(Mitgeteilt von F. König)

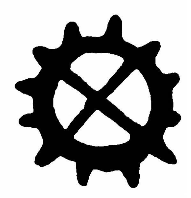
begegnet ↑, der Sonnenkreis ⊙ und das „Ur"zeichen: ᚢ. Eine besonders eindrucksvolle Sprache reden die Sonnenkreuze und Sonnenkreise mit dem Strahlenkranz. Sie finden sich sowohl auf schlesischen Tongefäßen der Bronzezeit (Abb. 151) wie auf solchen der früheren jungsteinzeitlichen Bandkeramiker und wandern mit den Trägern dieser Kultur donauabwärts bis in das frühgriechische Tiryns über Österreich und Jugoslawien, wo die Henkeltasse mit dem von der Aureole umrandeten Rad ◎ gefunden wurde (Abb. 148).

Wie steht es mit dem Hakenkreuz?

Wirth erklärt es als aus der Odilsrune ᛟ entstanden, die von einem gleichen Zeichen in



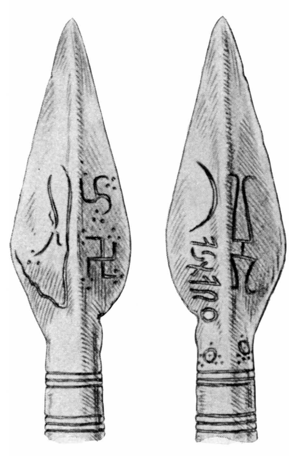
150. Hakenkreuz auf einem Scherben eines bemalten Gefäßes der Oberpfalz



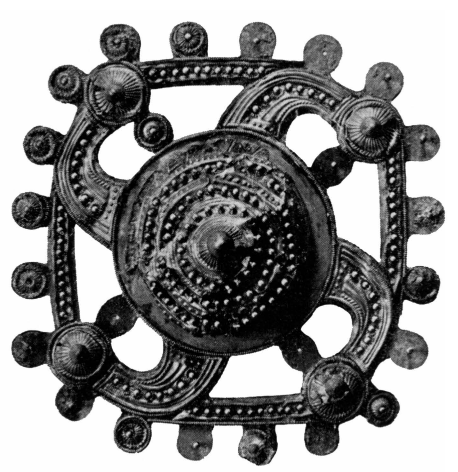
151. Sonnenrad von einem bemalten Gefäß aus Schlesien



152. Gekreuzte Pflugscharen
(Ritzzeichnung im Bergfried der Burg in Questenberg)



153. Eisenspeer von Müncheberg. Hier linksläufiges Hakenkreuz als Sinnbild nicht des Heils (rechtsläufig) sondern des Unheils. (Nach Sophus Müller)



154. Viererwirbel. Bronzefibel mit Gold plattiert. Form- und ideeverwandt mit 卐

(Phot. Nordisches Museum, Kopenhagen)

der Tag- und Nachtgleichenrichtung Ost-West überkreuzt wurde . Über die runde Kursiv-Urschreibung in geschlossener Form habe sich dann die offene entwickelt und aus dieser wieder die eckige: 卐.

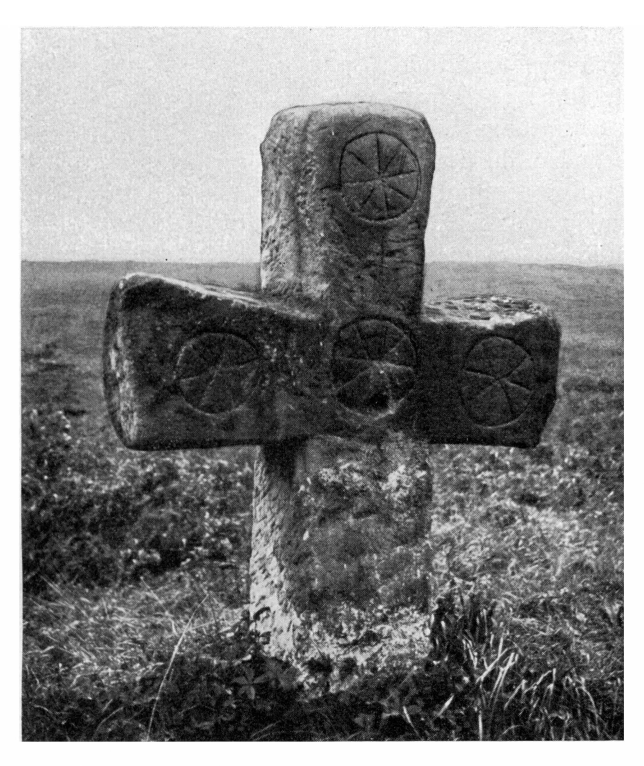
Auf jeden Fall kennzeichnet es wie eine Leuchtspur die Wanderwege der Indogermanenpfade, und als Wendekreuz und Kreuz der Drehung muß es von Anfang an als sinnfälliger Ausdruck des Lebens, der Tätigkeit und Bewegung empfunden worden sein, einer dynamischen Lebensauffassung im Gegensatz zu der starren und statischen der ostischen und südlichen Völker (Abb. 150—154).



155. Knocheninschrift von La Madeleine, Altsteinzeit (Nach H. Wirth)



156. Schriftscherben von Seltsch. Bandkeramik. Jüngere Steinzeit



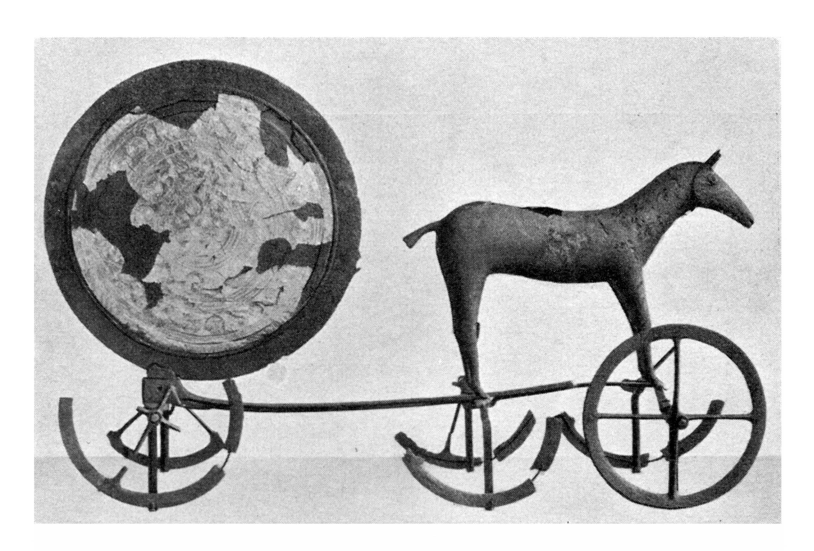
157. Steinkreuz bei Pirna. Gehört zu den sogenannten „Mordkreuzen". Es ist mit Sonnenrädern geziert

Schon jetzt wird erkennbar, wie die urnordische Symbolik zum Teil von der Formensprache des Christentums übernommen wurde, zum Teil zwanglos in sie hineinwuchs. Die immer wiederkehrende Gleichsetzung der Evangelien: „Christus = das Licht der Welt" kam der Auffassung eines Lichtglaubens entgegen, wie sie aus dem altnorwegischen Runenlied zu uns herüberklingt: „Sonne ist das Licht der Lande, ich beuge mich vor dem Heiligtum."
Die nordische Sprachwurzel vi, wi bedeutet in geschichtlicher Zeit „Weihe, Heiligtum", ursprünglich aber „Licht der Sonne", und in der uralten Indianersprache der Dakota heißt „Wi" heute noch die Sonne.

Wie sich bereits auf einer Knocheninschrift der Madeleinezeit (Abb. 155) Schriftzeichen in linearer Anordnung befinden, die deutlich den Charakter der Spaltung verraten, so zeigt der jungsteinzeitliche bandkeramische Schriftscherben von Seltsch dieses Verfahren noch deutlicher (Abb. 156). Der geteilte Jahreskreis, die beiden übereinandergreifenden Kreishälften, die „zwei Schlangen", die Wirth in Dutzenden von urgeschichtlichen Beispielen belegt, die Spaltform des Kreuzes und der Jahreskreis, sie alle finden sich verstreut in frühgeschichtlichen Alphabeten des Mittelmeerbeckens wieder, das Zeichen in der Runenschrift.

158. Westgotischer Grabstein (3.—5. Jahrh.) mit zwei Hakenkreuzen, darüber ein Sonnenwirbel in einem Kreise von Sonnen-Jahreskreuzen (Sechsstern)

Als der Mensch, halb noch ein Vormensch, die Befähigung zur Sprache erobert, tut er den ersten Schritt, der ihn aus dumpfdämmerndem, zwischen dunklen Trieben und Träumen schwankendem Dasein zur Würde des Bewußtseins emporhebt. Nur wenige Völker taten von sich aus den zweiten Schritt, der diesem Bewußtsein dauerhaft geprägte Form verlieh, indem sie sich eine Schrift zu eigen machten. Ja, wie sich herausstellt, ist es nur eine

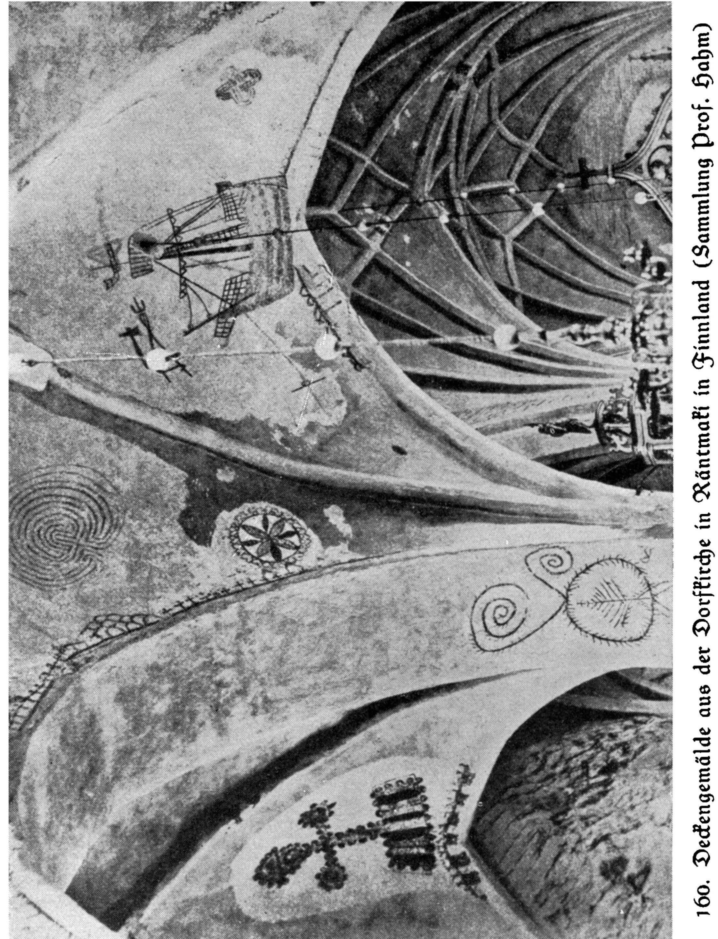


159. Sonnenwagen von Trundholm. Wenn es noch eines Beweises für die „Weihe" im Sonnengeschehen bedarf, der Kultwagen von Trundholm, dessen Sonnenscheibe über und über mit Spiralornamenten bedeckt ist, hat ihn erbracht

durch Schicksals- und Rassengemeinschaft verbundene Gruppe, die urnordische, die diese schöpferische Tat beging. Der eigentlich bildlichen Nachahmung abhold, so war sie von Anfang an, und so sind es nicht ruhende Dinge im Raum, nicht Bäume und Tiere und Berge, die sie nachahmten, sondern es ist der Verlauf eines kosmischen Geschehens, den sie zeichenhaft umdachten und in eine symbolhafte Liniensprache einfingen.

Alle Bilderschriften sind späteren, meist südlichen Ursprungs, überdecken und verdunkeln die anfängliche Urschrift, ohne sie gänzlich verbergen zu können. Damit ist der landläufigen Meinung, jede Schrift müsse aus Bildern entstanden sein, der Kampf angesagt.

Auch sie ist durch die verfehlte Ehrfurcht vor der vermeintlichen Überlegenheit des Orients entstanden, insbesondere aber die für unsere völkische Haltung und unser Nationalgefühl noch schädlichere Ansicht, wir müßten die Schriftreihen unserer Ahnen, die Runen, unbedingt entlehnt haben. Wenn nicht aus dem Lateinischen, so doch aus dem Griechischen.



160. Deckengemälde aus der Dorfkirche in Räntmaki in Finnland (Sammlung Prof. Hahm)
(Nach Dr. J. von Leers „Urnordische Kultsymbolik aus Finnland")



161. Trojaburg bei Wisby auf Gotland

Zweifellos besteht eine recht enge Verwandtschaft zwischen diesen Alphabeten, aber nicht die des Vaters zum Sohn, sondern die des weitaus älteren Vetters zum jüngeren. Es ist dasselbe Sippenverhältnis, das auch die Sprachen der drei untereinander verbindet. Freilich sind die antiken Alphabete technisch weit zweckhafter entwickelt, dafür aber dem tiefen Ursinn ihrer Entstehung auch um so mehr entfremdet.

In der geistigen Urzeugung des „Sinnbildens" spielt neben der horizontalen Beobachtung der Sonnenaufgangspunkte auch die vertikale Betrachtung eine erhebliche Rolle. Der erste noch kleine Laufbogen, den die Sonne nach langer Winternacht über dem Ge-



162. Schwedisches Mangelbrett



163. Kaspar David Friedrich, Kreuz im Gebirge. Gibt es ein nordisches „Erberinnern", das unbewußt im Schaffen deutscher Künstler nachklingt, so spricht es sich im obigen Bild aus, das die Vorstellungen: Kreuz, Licht und weltferne Höhe zusammenfaßt
(Phot. F. Bruckmann A.G., München. Dresdner Gemäldegalerie)

sichtskreis beschreibt ⋂, wird freudig begrüßt und verzeichnet. Und nun zieht das Gestirn Tag für Tag höher hinaufführende und weiter gewölbte Bogen, die sich, wie es scheint, konzentrisch umrunden, die aber in Wirklichkeit Spiralbahnen beschreiben. Aus dieser Erfahrung entstehen Formen, wie sie in den Gebildbroten der schwedischen Julkuchen noch gebräuchlich sind und labyrinthartig übereinandergewundene Darstellungen und Anlagen, die sogenannten „Trojaburgen", wie sie in Wisby auf

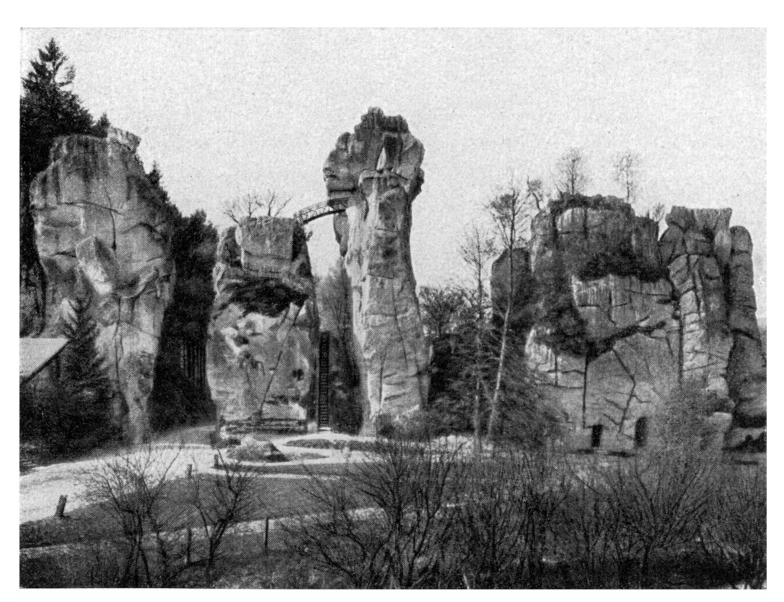


164. Männchen von Öchsen
(Von Will Vesper in einem Spessartdorf entdeckt)

Gotland anzutreffen sind oder in der abgebildeten finnischen Dorfkirche, deren Deckenbemalung außerdem noch den Lebensbaum, den umkränzten Achtstern und ein seltsames, in Art der Odilsrune gebildetes Kreuz aufweist, also eine stattliche Vergesellschaftung urnordischer Lichtsymbole (Abb. 160, 161).

Eine solche zeigt auch das Kerbschnittmuster eines schwedischen Mangelbrettes, auf dem die Trojaburg neben einem Treppenkreuz zu erblicken ist (Abb. 162).

Das Sinnbild des einfachen ersten Sonnenbogens ist das „Ur"-zeichen, das in seiner eckigen Schreibung sich anlehnt an die Gestalt der ersten Megalithdenkmäler in Westeuropa, an die Dolmen, die wohl als Grabhäuser nicht nur des Menschen sondern



165. Die Externsteine bei Detmold
(Siehe Wilhelm Teudt: „Germanische Heiligtümer")

auch seiner Lebens- und Sonnenfahrt gegolten haben. In folgender Darstellung der Magdalenienzeit , in der kyprischen Schrift , , in der germanischen Rune , überall fällt dieses Zeichen entweder durch seine bedeutsame Rolle oder durch seine Häufigkeit auf. Aus dem „Ur" steigt das Licht und das Leben auf, im „Ur" ist die winterliche Sonne noch halb gefangen. Das spricht sich auf dem Bildnis des Männchens von Öchsen im Spessart aus, das von dem betagten Hofbesitzer, in dessen Keller es sich befindet, heute noch halb im Scherze und halb im Ernst als Hausgeist bezeichnet wird. NW NO SW SO. Die Gestalt hat den einen Arm erhoben, den anderen halbkreisförmig-henkelig an den Leib gelegt, der Jahrbetreuer im „Ur" und in der wintersonnwendlichen Wandlung (Abb. 164).

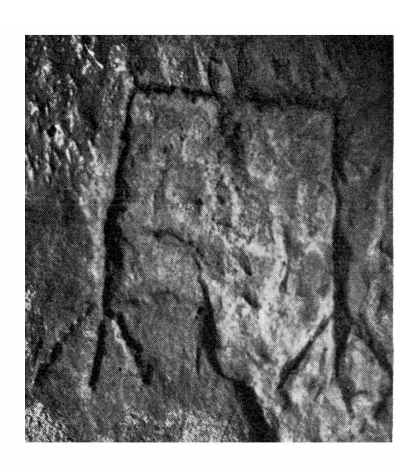


166. Sacellum
(Der Kultraum der Externsteine)

Besonders eindringlich wirkt die kultische Bedeutung des Urzeichens in den von Wilhelm Teudt als germanisches Heiligtum erkannten Externsteinen bei Detmold. Und zwar gleich dreimal. Am Fuße der Externsteine ist die „Ur"wölbung in den Felsen gehauen und umrundet einen Felsensarg. In der Höhle weiter oberhalb verbindet sich die Hieroglyphe an beiden Enden mit dem Zeichen des seine Arme senkenden absteigenden Sonnenmittlers oder „Gottessohnes", und im „Sacellum" endlich, dem in den einen Felsenkopf in einer Höhe von 30 m eingelassenen Kultraum, umschließt der Urbogen die Nische mit Bank und Säule und jenem kreisrunden Loch in der Mitte über dem Säulenknauf (Abb. 165—168).

Durch diese Öffnung fällt zur Zeit der Sommersonnwende der Strahl der aufgehenden Sonne und zwar so, daß er mit der Mittellinie des Raumes zusammenfällt. Ein aufmerksamer Rundblick über die Landschaft zeigt überdies, daß in der Verlängerung ge-

rade dieser Linie zwei Punkte festzustellen sind, die durch ihre Höhenlage besonders hervortreten. In der Blickrichtung, durch das Fenster des Sacellums gesehen, nimmt man den sogenannten „Fissenknicker Mühlenstumpf" wahr. Nach Südwesten liegt auf derselben Linie die Kohlstädter Ruine. Die genannten Stellen sind zudem auch sonst in der Vorgeschichte der Landschaft von Wichtigkeit.



167. Die Hieroglyphe des seine Arme abwärts senkenden Gottessohnes in der Höhle der Externsteine

Auch der Name „Externsteine" = „Egge-steren-steine", Sternsteine an der Egge, deutet an, daß es sich um eine kosmischen Beobachtungen gewidmete Kultstätte handelte; ähnlich geht auch der Name Österholz, eines benachbarten Gehöftes auf „Astarenholtei" = „Sterngehölz" zurück. Gerade diese Stelle sollte für die Erkenntnis wichtig werden, daß die Vorfahren wichtige Anlagen, besonders solche, die religiösen Zwecken dienten, nach „heiligen Linien" ausrichteten, daß die „Ortung" nach dem Stand besonders auffälliger Gestirne dabei berücksichtigt wurde.

Zu den Fixsternen, die schon im Altertum wegen ihrer Leuchtkraft und Größe besonderes Ansehen genossen, gehören Sirius, Capella, Orion und Castor.

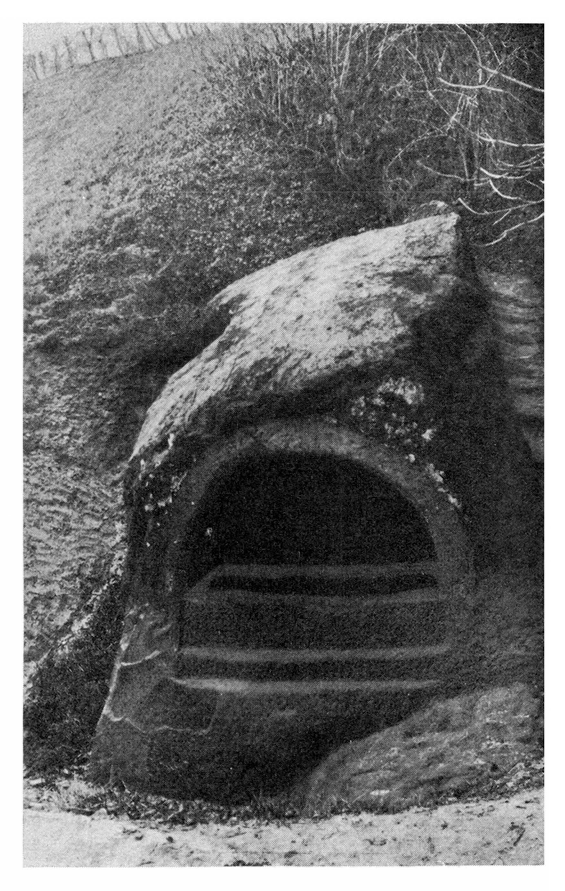
Nun stellte Teudt fest, daß die Grundmauern des Gehöftes Österholz, wenn auch in ihrem urgeschichtlichen Bestand vergangen, heute noch den Umriß des Anwesens bestimmen, und daß sie jeweils auf den Schnittpunkt der betreffenden Sternbahn mit dem Horizont hinweisen. Ihr Azimut ergibt sich aus dem Winkel dieser Geraden mit dem Meridian, der Mittagslinie (Abb. 169).

Das Astronomische Recheninstitut in Dahlem bestätigte, daß es sich hier keineswegs um Zufallslinien handeln konnte, sondern daß

dieser Linienführung eine kosmische Berechnung zugrunde liegen mußte.

So läßt sich heute auch kaum noch bestreiten, daß die Riesensteinkreisanlage von Stonehenge in England astralen Kultzwecken diente.

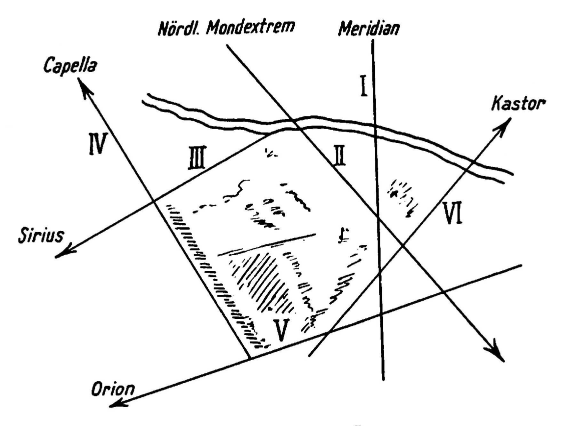
Ortungslinien, welche archäologisch wichtige Punkte untereinander und mit wichtigen naturgegebenen Marken der Landschaftslinien in Beziehung setzen, werden nunmehr auf deutschem Boden in steigender Zahl festgestellt.



168. Felsengrab, das steinerne „Ur" am Fuße der Externsteine

Die Erbitterung, mit der die Germanen gerade die Gegend um den Teutoburger Wald gegen die Römer schützten, weist schon darauf hin, daß es galt, daselbst sozusagen Herz und Zentrum der Nation zu verteidigen.

Was den Cheruskern unter der kraftvollen und klugen Führung des Arminius gelang, die Verteidigung der Heimat und ihrer religiösen und volkläufigen Symbole, daran scheiterten acht Jahr-



169. Die Ortung von Österholz

hunderte später ihre Erben, die sich ebenfalls als Betreuer deutschen Volkstums und nordischer Überlieferung fühlten, die Sachsen. Es ist für die Einstellung zur deutschen Geschichte und zum Grundwesen der deutschen Nation entscheidend, wie man sich zu dem Entschluß Karls des Großen verhält, die Sachsen gewaltsam zu bekehren. Auf jeden Fall faßte er diesen Entschluß und führte ihn durch.

Nach den im ganzen übereinstimmenden Annalen seiner Zeit, rückte er mit seinem Heer von Mainz aus vor, eroberte die Eresburg (Obermarsberg) und bezog dann eine Stellung, von der aus er „das oberste Heiligtum der Sachsen", die Irminsul zerstörte.

Teudt setzt das heutige Altenbeken mit dem Quartier seines Heerlagers gleich. Er ist der Ansicht, daß es vielfach auf germanischem Boden Darstellungen der Irminsul in Holz gegeben haben mag, aber das zusammenfassende Ergebnis seiner Untersuchungen ist: „Das Gesamtheiligtum Irminsul ist identisch mit den Externsteinen."

Es kann sich um keine einfache Holzsäule gehandelt haben; denn der Bericht, daß Karl 2—3 Tage brauchte, um die Kultstätte zu zerstören, setzt eine gewaltige Anlage voraus, wie sie uns ja auch in den Externsteinen vor Augen tritt. Das Naturgefüge der kühn emporstrebenden Felsmassen mußte stehen bleiben, aber was an den germanischen Kult erinnerte, wurde aus fanatischem Be-

kehrungseifer vernichtet, und auch die Felsenkuppe, in die das Sacellum eingelassen war, wurde zum Teil zertrümmert.

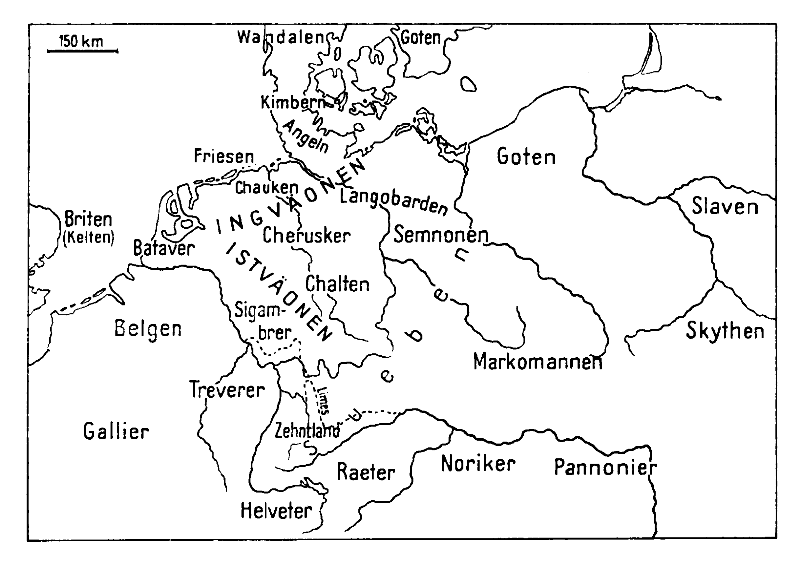
Nun befindet sich an den Externsteinen auch eine rein christliche Reliefdarstellung, die eine Kreuzabnahme in ziemlich ungeschickter Darstellung aufweist und unter dem einen Kreuzbalken ein baumartiges Gebilde, dessen Stamm geknickt ist, so daß die zweiteilig stilisierte Krone seitwärts abgebogen ist (Abb. 170).



170. Geknickte Irminsul in der Kapelle
(Siehe Schlußbild Seite 152)

In dieser Plastik erblickt Teudt die Irminsul, so wie sie der siegreiche Bekehrer darstellt, geknickt und gebrochen, zu Füßen des Kreuzes und in die Form eines Thronsessels, vielleicht für den christlichen Triumphator, umgebildet.

Was hat es nun mit der Irminsul für eine Bewandnis? Nach dem Bericht des Tazitus hat der germanische Urgott Tuisco (der Gott des Himmels und der Erden, der Obere und Untere, nicht wie früher angenommen wurde, der zugleich männliche und weibliche Zwittergott) einen Sohn Mannus, den Menschen schlechthin, von dem die drei Stämme: die Ingväonen, die Herminonen und die Istväonen abstammen. Von den persönlich benannten drei Stammvätern weiß Tazitus nichts, aber in einem angelsächsischen Runenlied wird Ing genannt, der altisländische Yngvi, für die Istväonen ist sprachlich kein Urahne festzustellen, wohl aber für die Herminonen. Es ist Irmin, entwicklungsgeschichtlich zu Armin = Herman gehörend.

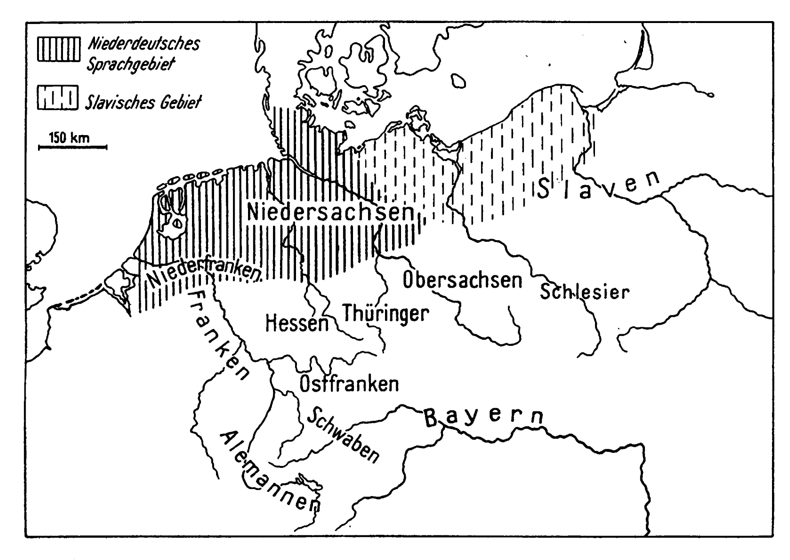


171. Germanien zur Zeit des Tacitus

Die Herminonen besiedeln nach Tacitus das deutsche Binnenland, die Ingväonen Niederdeutschland von der Rheinmündung bis zur Ostsee und die Istväonen das übrige Germanien. Ganz ähnlich berichtet Herodot von einem Ahnengott der Skythen und seinen drei Söhnen, dem Targitaos, und es ist bekannt, daß die Griechen unter dem Sammelnamen der in Südost-Europa hausenden Skythen vielfach auch germanische Stämme verstanden. Im Persischen gibt es einen Thraëtaona, dessen drei Söhne Tur, Solm und Eraj heißen, wobei Eraj zum Urvater der wortverwandten Arier wird. Daß es sich bei diesen Stammessagen um gegenseitige Entlehnung handeln könnte, ist weit weniger wahrscheinlich, als daß ein gemeinsamer indogermanischer Mythus vorliegt, der urnordischer Herkunft ist.

Widukind von Corvey berichtet in seinen „Res gestae Saxonicae" von einem Sieg der Sachsen über die Thüringer im Jahre 530. Darauf hätten sie eine Säule im Osten der Stadt „für Hirmin" errichtet.

Es ist eine Kultsäule, eine „universalis columna, quasi sustinens



172. Die deutschen Stämme nach der Völkerwanderung

omnia" eine Weltsäule, die sozusagen das All trägt (Rudolf von Fulda).

In engem Zusammenhang mit ihr steht der sogenannte Waralden (waralden = engl. world, Welt) Olmai oder Maylmenpfosten der Lappen, dem höchsten Gotte Maylmen errichtet, auf daß er die Welt nicht zusammenbrechen lasse. Mit dem Blut des Opfertiers wurde der Pfosten bestrichen, ein Brauch der im achtzehnten Jahrhundert noch gepflegt wurde. Der Germanist Gustav Neckel weist darauf hin, daß diese Vorstellung germanischer Anschauung entstammt. Auf seine Forschungen beziehen sich unsere Ausführungen über die Bedeutung des Weltenbaumes.

Bei dieser Gelegenheit ist zu betonen, daß gerade inmitten eines ganz blutsfremden Volkes, wie es die sprachlich mongolischen und rassisch ostischen Lappen uns gegenüber sind, nordische Überlieferungen sich sehr lange Zeit verhältnismäßig ungetrübt erhalten, weil sie sich in der andersgearteten Umwelt gleichsam verkapseln, und in dieser Abgeschlossenheit ohne Entwicklung, aber auch ohne Verfall unberührt fortexistieren.

9. Vorzeit und Gegenwart

„Väterkunde" und nicht schlechthin „Vorgeschichte" heißt dieses Buch. Denn es handelt sich ja nicht nur darum, Zustände und Vorgänge längst versunkener Tage wieder heraufzubeschwören, sondern darum, jene Werte der Vorvergangenheit ins Bewußtsein zu rufen, die noch in die Gegenwart hereinragen, die, wenn auch verschüttet und verdunkelt, zum Wesenhaften unseres Erbes gehören. Kinderlieder, Festbräuche, volkläufige Redensarten sprechen dunkel aus der Vorzeit zu uns. Noch sind Wohngruben der mittleren Steinzeit in Gebrauch als Stallung und Geräteschuppen.

Aber wir selbst in Fleisch und Blut wären nicht ohne sie, die Deutschen unserer Frühgeschichte, die Frühgermanen der Bronzezeit, die nordische Völkerwiege der Jungsteinzeit und ohne die urarktischen, hellhäutigen und hellsinnigen Vorväter am Rande der Polarzone. Ring um Ring erweitern sich die Kreise der Schicksalsbahnen der abendländischen Führerrasse, deren geistige und seelische Nachwirkung weit über den Gürtel der indogermanischen Sprachfamilie hinausbrandet.

Der Kampf, den wir heute um unseren inneren und äußeren Bestand kämpfen, ist, so gesehen, nicht nur ein Ringen um unser engeres Volkstum, sondern um die Erhaltung nordischer Art, des nordischen Menschentums und der nordischen Führerschaft in der Welt.

Der Imperativ unserer Revolution: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" soll freilich fürs erste der Genesung und Erstarkung unseres Volkskörpers zugute kommen, aber schon heute zeigt sich, daß sein Echo weit über unsere Grenzen vordringt und daß der „gute Europäer" wie Nietzsche ihn nennt, der Mensch „rechtwinklig gebaut an Leib und Seele", wehrhaft und wahrhaft, selbstlos und opferwillig, sich aufgerufen fühlt. Der Aufbruch nordischen Menschentums zum Bewußtsein seiner Sendung beginnt. Um aber auch diese Aufgabe ihrer selbst halber zu er-

füllen, wie es deutsche Art ist, bedarf es einer gründlichen Kenntnis der Grundlagen unseres Wesens. Der geschichtliche Zeitraum, der erst einsetzt, als im Schoß der Völker schon allenthalben Trübungen und Mischungen stattgefunden haben, gibt darüber nur schattenhafte Vorstellungen und wurde bislang in diesem Zusammenhang meist falsch begriffen. Aus der zum Teil noch dunklen Tiefe der Vorgeschichte ist die Erkenntnis über Sendung und Schicksal von Volk und Rasse zu holen. Und worin besteht, soweit die Vorzeit zu uns redet, diese Sendung?

In der Wahrung einer seelischen Haltung, der das Streben höher steht als der Nutzen, die Gemeinschaft der artgleichen Guten höher als der einzelne, in dem Begriff der Zucht.

Denn dieser Begriff, zur Wortsippe „ziehen, züchten" gehörig, schließt in sich die erbgerechte Heranbildung zur Überwindung der artfremden Einflüsse in und um den Menschen, schließt in sich die Selbstbeherrschung. Wo das Sinnenleben, Lust und Unlust, die Leitbegriffe der „modernen" Seelenkunde, obsiegen, da verfällt durch fremdrassigen Einschlag die schicksalsgewollte Eigenentwicklung der Art und wird zur „Unart".

Überall verkündet sich im Kräftehaushalt der Natur ein Spiel und Gegenspiel von Anziehung und Abstoßung zwischen Pol und Gegenpol.

So auch im Ursprung des Menschen, über den die Erfahrungswissenschaft wohl ewig schweigen wird, nicht aber die sittliche und seelische Erkenntnis. Schon in der Morgenfrühe seines Daseins tritt er in zwei gegensätzlichen Erscheinungen auf, in dem triebgeleiteten, dunklen und trägen, dem lichtscheuen Bewohner der sonnenheißen Zonen des Äquators und in dem hellhäutigen, licht- und tatfrohen Bewohner der polnahen Bezirke.

Wir erfahren, wie das Kreuz bereits Jahrtausende vor der christlichen Mission Symbol des urnordischen Sonnenerlebens war. Der Orient hat im Islam das Gestirn der Kühle und nächtlicher Dunkelheit zum Sinnbild seiner Sehnsucht erhoben, den Halbmond. Wie es gilt, hier verschüttetes Bewußtsein freizulegen, so auch in der gekennzeichneten, gewaltigen Aufgabe, die vor uns Deutschen liegt. Denn die Tragik unseres Volkes besteht darin, daß das staatliche Gefüge seiner „Geschichte" von Anfang an von

einem nicht mehr artreinen, in Sitte und Gewöhnung römisch-keltisch beeinflußten Führergeschlecht bestimmt wurde, den Karolingern.

Römisch nennt sich das Reich, das Karl der Franke, den man bislang den Großen nannte, begründete, römisch die Kirche, in deren Rahmen er das religiöse Leben bannte, römisch die Sprache, die von nun an die Priester, die Forscher und die Lehrer der hohen Schulen redeten. Die Gelehrtenakademie am Hofe von Aachen machte den Anfang mit Alkuin, Peter von Pisa, Paulus Diaconus und Einhart. Römisch war das Recht, das an die Stelle des germanischen trat, und römisch, zum mindesten völlig artfremd, die Bodenverteilung, die Karl, nicht zum wenigsten von persönlichem Eigennutz geleitet, an die Stelle der germanischen setzte.

Es war vielleicht sein entscheidendster Eingriff. Denn nichts wirkt nachhaltiger auf den Volkskörper ein, als ein Wandel im Verhältnisse des Bauern zu seiner Scholle. Aus römischem, nicht schlechthin nur aus christlichem Geist stammen die Kapitularien, jene Erlasse, in denen deutsches Lied, deutscher Brauch und deutsche Feste verfehmt wurden. Mühseliger Forschung und günstigen Zufällen verdanken wir es, wenn wir aus der vorkarolingischen Zeit heute noch einige Spuren der Kultheiligtümer feststellen und deuten können, so nachhaltig hat er die „sacra", die Weihestätten der Altvordern vernichtet.

Welscher Haß und nicht deutsches Wollen war es, der schließlich die Auslese der sächsischen Edelinge in Verden an der Aller hinschlachtete. Clemenceau, der meinte, unser seien zu viele, hätte so handeln können, nimmer ein deutscher Volksführer.

Ungewollt und doch unbarmherzig fällt die Dichtung der Nation ihr Urteil. Sie schweigt über ihn. Trotz der ungeheuren Tatkraft und Gewalt dieser Persönlichkeit.

Denn das Rolandslied des Pfaffen Konrad ist ja nur eine schwächliche Übertragung des französischen „Chanson de Roland". Dort drüben, in Welschland, blühte die Karlsepik. Zehntausende von Strophen in Dutzenden von Volksepen sind seinem Preis gewidmet.

Rechts und links von einem gallischen, schnurrbärtigen Krieger flankiert, so sitzt Karl hoch zu Roß auf dem Denkmal vor Notre-

Dame in Paris. Die Franzosen wissen, was sie Karl dem Franken schuldig sind.

Mag er, wie sein Biograph Einhart versichert, die altdeutschen „Carmina", wahrscheinlich Dichtungen, die das gewaltige Erleben der Völkerwanderung gestaltet haben, gesammelt haben. Angesichts seines gesamten Verhaltens tat er es wohl eher, um sie unter Aufsicht und sicherem Verschluß zu haben, als um sie zu betreuen. Sein Sohn Ludwig leistete dafür ganze Arbeit. Er vernichtete sie aus Glaubenseifer. Es läßt sich nicht umgehen, den Umbruch gebührend zu kennzeichnen, der damals mit der bewußten Verschüttung, Zerstörung und Verdunkelung der Überlieferung der Vorzeit einsetzt. Er bleibt für Jahrhunderte, ja für die ganze Folgezeit bis heute wirksam, und verursacht, daß die frühmittelalterliche, deutsche Kultur sich fächerförmig von der römisch-keltischen Grenzzone, vom alten romhörigen Limesgebiet ausbreitet. St. Gallen und Fulda werden die klösterlichen Bildungszentralen. Die Sprache des Nordens, das Niederdeutsche, noch einmal im Heliand, und zwar in altsächsischer Mundart aufklingend, verstummt. Der Süden hat das Wort.

Daß das Nibelungenlied mit seinem rheinisch-donauländischen Schauplatz oberdeutsch abgefaßt ist, versteht sich von selbst, aber auch das Hohe Lied der nordischen Frauentreue, die Dichtung von den seebefahrenen Nordleuten, Gudrun, ist hochdeutsch niedergeschrieben, von den höfischen Epen: Parsifal, Tristan, Iwein usw. gar nicht zu reden, die ja sowieso, so deutsch auch der Vortragston und der seelische Gehalt vielfach wirkt, doch auf französische Vorbilder zurückgehen.

Aber wo das germanische Rechtsgefühl durchbricht, im „Sachsenspiegel", da redet es in niederdeutscher Zunge, desgleichen wo sich die altgermanische Tiererzählung, wenn auch nicht ohne Anlehnung an den französischen Text, zum Epos ausformt, in der Geschichte von Reinecke Fuchs, „Van den Voß Reinaerte".

In der sogenannten „romanischen" Baukunst und in der „gotischen", ringt sich ein nordisches Grundgefühl durch, aber der Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts bringt erneut eine Verstärkung der klassischen Studien. Latein, Griechisch und Hebräisch beherrschen die Universitäten. „Melius malum latinum

quam bonum teutonicum." Besser schlecht Lateinisch als gut Deutsch — heißt vielfach der Leitspruch der Schulmeister.

Wieviel altes Brauchtum nordischen Geistes durch die Inquisition ausgerottet wurde, wie die nordische Achtung vor der Frau als Hüterin alter Weistümer durch die Hexenprozesse in ihr Gegenteil verkehrt wurde, ist in vollem Umfang gar nicht abzuschätzen. Denn gerade die Einschätzung der Frau ist und bleibt ein Prüfstein für die Kulturhöhe eines Volkes.

„Ja, sie glauben gar, es wohne den Frauen etwas Heiliges und Ahnungsvolles inne; daher verschmähen sie ihren Rat nicht, sondern beherzigen ihren Bescheid. Haben wir es doch unter dem verewigten Vespasian erlebt, daß Velĕda bei ihnen lange Zeit wie ein höheres Wesen verehrt wurde, aber sie haben einst auch der Aurinia und einigen anderen gehuldigt, doch nicht in niedriger Schmeichelei oder als wenn sie diese zu Göttinnen machten" (Übs. Von W. Capelle).

Was weiß Karl der Franke noch von dieser Frauenverehrung, von welcher Tazitus erschüttert berichtet? Was sagt sie ihm? So wenig, daß er an seinem Hofe offen und ungescheut einen ganzen Harem unterhält. Die Nachricht des römischen Gewährsmannes, daß Unzüchtige, — also eigentlich solche, die gegen den Zucht- und Rassegedanken verstoßen — im Moore versenkt werden, stimmt zu den Berichten über langobardische und gotische Gesetze, die alle die würdige Rolle der Frau hervorheben. Der Galiläer Jesus selbst hat über die Frau noch ganz anders gedacht als die Wüstenheiligen und Kirchenväter, die in der überhitzten südländischen Phantasie naturfremder Askese in ihr ein „Gefäß der Sünde" erblickten. Ja zur Merovingerzeit erhebt sich gar die kirchliche Streitfrage, ob die Frau eine Seele habe. Wer sich über Wert und Stellung der germanischen Frau unterrichten will, der lese die altisländischen Sagas, die Bauerngeschichten, die das altnordische Leben viel klarer wiedergeben als die Edda selbst, und die, obwohl sie ein Jahrtausend jünger sind als Tazitus, doch eine ungebrochene Überlieferung enthalten. Da wird z. B. die Gattin geschildert, die aus dem von den Gegnern umlagerten brennenden Hof gegen Zusicherung freien Geleites abziehen dürfte, die aber vorzieht, mit ihrem Mann zusammen zu sterben. Da herrscht

starke und naturgewachsene Reinheit, die nichts weiß von dem geschlechtlichen und schwülen Sündenbegriff, der später mit der mittelalterlichen Theologie in den Norden einwanderte.

Da zeigt sich auch, daß die Frau neben dem Gatten eine wirtschaftlich selbständige Stellung wahrt, zu der ihr die Brautgabe des Verlobten verhelfen mußte. Von einem Verschenken oder Verkaufen der Braut ist dabei auch nicht im geringsten die Rede. Wer dies behauptet, verstößt ebenso gegen die vorhandenen Belege wie gegen die Achtung vor unseren Ahnfrauen, und falls er somit die Hebung des weiblichen Ansehens der Missionstätigkeit zuschreiben wollte, täte er dem germanischen Grundwesen einen ebenso schlechten Dienst wie dem Christentum.

Die Freiheit und Achtung, welche die nordische Frau genoß, wurzelte darin, daß der Mann in ihr den Kameraden und Gefährten in Friede und Gefahr erblickte, nicht das „Weibchen", die seelenlose Lustspenderin, zu der das Weib dem Moslem wird, aber ebensowenig das „Mannweib", das es dem Mann in naturwidrigem Wettbewerb auf allen Gebieten des Erwerbs gleichtun möchte. Die schlichte und unbefangene Erkenntnis unserer Vorfahren, daß Mann und Weib in naturgewollter gegenseitiger Ergänzung das volle Menschentum erst ausmachen, tut uns heute eher not als alle spintisierende Seelenzergliederung, heiße sie nun Psychoanalyse oder Individualpsychologie.

Die Zeit der Humanität, im Grunde von weltbürgerlichen und keineswegs von völkischen Gedanken erfüllt, das Zeitalter unserer Klassiker, geht trotz seiner gewaltigen Leistungen und seiner Ausgestaltung der deutschen Sprache zu einem blanken und biegsamen Werkzeug, zur Ausformung der tiefsten und feinsten Gedanken geeignet, auch noch achtlos an der Frühzeit, erst recht an der Vorzeit der Nation vorüber. Man verweist auf das vermeintlich wesentliche Ideal der Antike, die „stille Größe und edle Einfalt", noch ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es gerade die starken Ströme nordischen Blutes sind, die die Griechen zu ihren kulturellen, die Römer zu ihren politischen Leistungen befähigten. Es ist anzunehmen, daß Goethe, der Weltweite, der doch so stark in seinem Volke verwurzelt war, von den Erkenntnissen der Vorzeit aufs heftigste betroffen worden wäre, wenn er sie erlebt hätte. Seher-

haft spricht er zuweilen dunkle und schwere Worte über den Zusammenhang mit der Urgeschichte aus, so in dem „Vermächtnis":

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre faß es an!
Verdank es, Erdensohn dem Weisen,
Der ihr die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag".

Mit Recht läßt Hermann Wirth seine Forschungen in diese Verse ausklingen, in denen er die prophetische Verkündigung jenes urzeitlichen und sittlich begründeten Weltbildes erkennt, das er selbst in seinen großen Umrissen freigelegt hat.

Das neunzehnte Jahrhundert vollends steht unter dem Bann der von der französischen Revolution verkündeten Menschenrechte, die allen das Gleiche verheißt, statt jedem das Seine. Dieser Wahnglaube, der über den Marxismus zum Bolschewismus führen mußte, steht natürlich im schroffsten Widerspruch zu dem nordischen Gedanken der Rassenpflege, demgemäß unsere Altvordern zwischen Edlen und Unedlen, zwischen Hoch- und Minderwertigen schieden. Erst Nietzsche erneuert die längstvergessenen Maßstäbe der Menschenwertung in seiner Botschaft vom Übermenschen. Aber seine Zeitgenossen, träge, satt und bürgerlich dahinlebend, ziehen daraus keinerlei Folgerungen.

Auch die neu erwachende Wissenschaft vom Spaten, die Urgeschichte, tut dies noch nicht, und nur Gustaf Kossinna erkannte in der Vorgeschichte eine Wissenschaft von hervorragend nationaler Bedeutung.

Es wäre gar nicht möglich, die Quellen bewußten Volkstums wieder zum Fließen zu bringen, wenn den oben gekennzeichneten antigermanischen, wissentlich und unwissentlich tätigen Kräften der

Verdunkelung nicht von Beginn an immer wieder Widersacher entgegengetreten wären. Walther von der Vogelweide gehört zu ihnen, der, obgleich ein guter Katholik, der zum Kreuzzug auffordert, sich doch empört gegen die Romhörigkeit des deutschen Volkes ausspricht, der dem Worte „deutsch" seinen Sinn der völkischen Zusammengehörigkeit aufprägt, und der das erste Lied „Deutschland, Deutschland über alles" dichtet:

„Von der elbe unz an den Rhîn —", in dem er die Manneszucht und Frauenreinheit als die deutschen Tugenden preist. Im Schoße der Kirche sind es die Mystiker Tauler, Suso, Meister Eckart, die im Gegensatz zu den romanischen Scholastikern wie Thomas von Aquino die Einheit: Gott, Mensch, Natur verfechten und somit ein durchaus nordisches Gefühl kosmischer Verbundenheit bekunden.

Daß Luther ein Führer auf dem Wege zum bewußten Deutschtum ist, in seiner kirchlichen Reform wie in seiner sprachlichen, steht außer Zweifel. Man vergesse auch nicht, daß „Re-form" nichts anderes bedeutet als Rückkehr zur Urform. Es ist auch kein Zufall, daß in der bewegten Welt seiner Zeitgenossen sich zum erstenmal der Trieb regt, sich mit der Vergangenheit des eigenen Volkstums zu befassen, so in bemerkenswerter Stärke bei Weckherlin, dem ersten Germanisten.

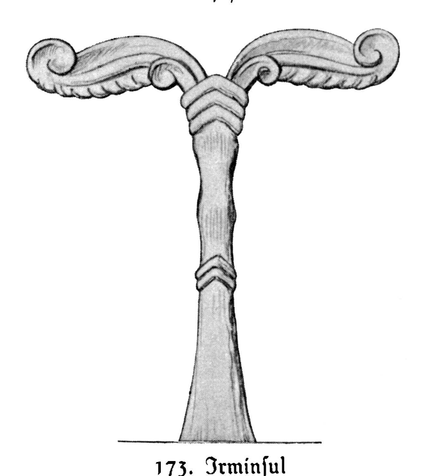
Unter den Klassikern weist Herder als ein sehr notwendiger Gegenspieler, wenn auch keineswegs Gegner Lessings, auf die schöpferischen Kräfte des Volkes in seiner Gesamtheit in Kunst und Dichtung, besonders im Volkslied hin, und Klopstock schwärmt, wenn auch ohne genügende Kenntnis in seinen „Bardieten", den Dramen um Hermann den Cherusker, von germanischem Heldentum.

Die Romantiker schließlich, sehr zu Unrecht so genannt — die besten unter ihnen müßten besser „Germantiker" heißen, — heben die längst vergessenen Schätze des deutschen Volksliedes, des deutschen Märchens und der deutschen Volksbücher, in denen allen uraltes geistiges Erbgut lebendig geblieben ist.

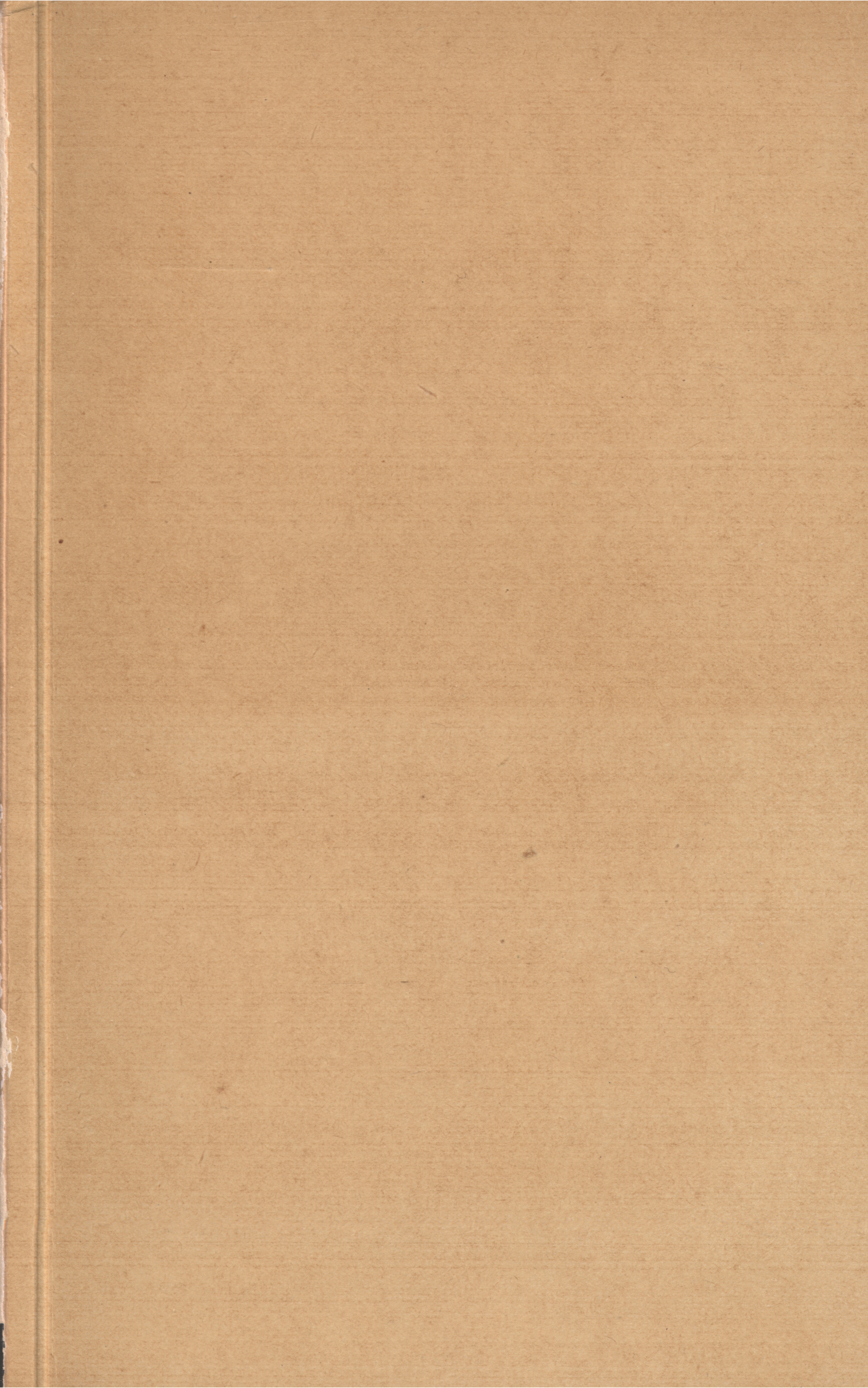
Das alte Reich, das „Römische Reich deutscher Nation" versinkt zu ihrer Zeit. Im zweiten Reich, hervorgegangen aus siegreichem Kampf, wird das von der romantischen Bewegung und ihren gelehrten Jüngern aufgeschlossene Wissen um die altdeutsche

Dichtung und die altnordische Edda von Richard Wagner in seinen Musikdramen in heldischem Stil verlebendigt.

Das Dritte Reich aber, dessen Anbruch wir erleben, errichtet nach Jahrzehnten des Verfalls und der Entartung den Neubau der Nation auf den Grundfesten seines Wesens und seiner Sendung. Wir verstehen nunmehr, warum die führenden Männer des neuen Staates immer wieder auf die Vorgeschichte als auf ein Fundament dieses Neubaues hinweisen. Es kann gar nicht tief genug gelegt werden, wenn es die hochragende, dauerhafte und stolze Behausung der gegenwärtigen und kommenden Geschlechter tragen soll. Es ist die gleiche Erblinie, die uns mit Vergangenheit und Zukunft verbindet. Nachdem einmal die Erkenntnis gewonnen ist, daß nur ein artreines Volk der Erhaltung würdig und fähig ist, gilt es, diese Art möglichst ungetrübt zu verstehen und zwar dort, wo ihr Grundwesen noch unverfälschter zutage tritt als unter den Karolingern, das heißt also in der Frühzeit und Vorzeit ihres Daseins. „Erkenne dich selbst!" heißt die Forderung an die gesamte Nation. Erkenne dich um deiner selbst und um der Welt willen. Denn immer noch bist du, deutsches Volk, das Volk der Mitte in jedem Sinn, Mitgards Volk, mit dessen Heil oder Unheil der Aufstieg oder Untergang einer ganzen Welt verbunden ist, der des Abendlandes.



173. Irminsul



Schon der Titel sagt es: es handelt sich in dem vorliegenden Buche Kadners, des bekannten Verfechters nordischer Kultur und Interpreten Hermann Wirths, nicht um eine Vorgeschichte schlechthin, sondern um eine Erschließung der Vorzeit, deren besondere nationale Gegenwartsbedeutung aufgezeigt wird. Dies alles anhand eines vorzüglichen und sehr reichhaltigen, zum Teil ganz neuen Bildermaterials. Aber trotz aller Tongefäße, Steinbeile und Bronzewaffen: im Mittelpunkt des Werkes steht nicht der stoffliche Kulturbesitz der Urahnen, sondern ihr seelisches Gepräge und ihr sinnbildliches Denken, die uns beide aus den Funden deutlich genug entgegentreten.

Besonders eindringlich wirkt der Verfasser dort, wo die Ergebnisse der Spatenforschung hinüberleiten zu dem heute noch lebendigen Brauchtum und der volkläufigen Überlieferung. Ein Buch, das aus den Bedürfnissen der Zeit geboren ist und das bestimmt geeignet ist, das Seine zur seelischen Volkserneuerung beizutragen. — Alle, auf deren jugendlichen Schultern die Lösung der Aufgaben des Dritten Reiches lastet, werden an diesem mit sicherer Sprachbeherrschung geschriebenen Buche zur inneren Schulung nicht vorübergehen dürfen.

Ich las eine Rune

Ein Ruf an das junge Deutschland

Von Ernst P. Radusch, Kolberg. 1933. 80 Seiten. Steif geheftet 1.50 RM

Runen, einst lebendige Sinnbilder urwüchsigen Volkstums, was sind sie uns heute? Sehr oft leider nur noch Reste gedächtnismäßigen Buchstabenwissens. Radusch zeigt sie nun in Verbindung mit Heimat und Jahreslauf, und da werden sie wieder lebensvoll, stehen vor uns auf, mahnen zur Pflicht, rufen zu heldischem Lebensgang, zum Kampf um Licht und Sonne, sind Führer zu germanisch-deutscher, nationalsozialistischer Weltanschauung.

Die drei Reiche

Von der Kaiserkrone zum Hakenkreuz

Von Dr. Wilhelm Höper, Altona-Blankenese. 1934. 143 Seiten. Steif geheftet 2.50 RM

Dieses Buch enthält auf knappem Raum die ganze zweitausendjährige Geschichte unseres Volkes. Das Werden und Vergehen und Wiedererstehen des Deutschen Reiches und die Ursachen, die dazu geführt haben, werden hier unter Heraushebung großer Linien dargestellt. Deutsche Geschichte, im Sinne des Führers gesehen, für jeden verständlich, erschwinglich und notwendig.